

Das Werk



Lichtbild: Scherdel.

Deutsche Gotik.

Innenhof des Münchener Rathauses, gesehen vom Rathhausturm.

Monatsschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XIV. Jahrg.

Düsseldorf



Mai 1934

Heft 5

Das Werk

Monatsschrift der „Vereinigten Stahlwerke Aktiengesellschaft“
XIV. Jahrg. Düsseldorf, Mai 1934 Heft 5

Volkhafte Wissenschaft.

Wird die Wissenschaft nicht nur mit dem Verstande betrieben, sondern auch mit dem Herzen, wird sie auch nicht mehr so fremd dem Volke gegenüberstehen, wie es heute vielfach der Fall ist. Sie wird dann ebenso zum Volke gehören wie die Kunst. Verbindet sich dann deutsche Wissenschaft mit deutscher Kunst und deutscher Politik, die ja nur eine Abart der Kunst ist, zu einer Einheit, zu einem Zusammenwirken, so wird eine geschlossene geistige Zentralgewalt entstehen, die unbesiegbar ist und die alles sich unterordnet.

Aus einer Rektoratsrede
von

R. Escherich.



Lichtbild: E. Zeiß, Reit im Winkel.

*Wenn der Äther, Wolken tragend,
Mit dem klaren Tage streitet*

*Und ein Ostwind, sie verjagend,
Blaue Sonnenbahn bereitet . . .*

Termitenwahn.

Über die Erziehung zum politischen Menschen.

Aus einer Münchener Rektoratsrede von Karl Escherich.

Die Lebensgeschichte der Termiten ist schließlich nichts anderes als die Geschichte eines unbekannten Volkstammes, der zeitweise von einem anderen Planeten herzurühren scheint.

Die Insektenforscher stellen unter Berufung auf die Geologen die Vermutung auf, daß die Zivilisation der Termiten hundert Millionen Jahre älter ist als das Erscheinen des Menschen auf unserem Planeten. Solche Vermutungen sind schwer nachprüfbar.

Aber eins steht fest: Keine der Zivilisationen, die vor der unsrigen sich gebildet haben, war so merkwürdig, so verwickelt, so klug und folgerichtig aufgebaut, den Schwierigkeiten des Daseins so angepaßt wie diese älteste, die wir kennen. Wie grausam, düster und oft abstoßend sie auch sein mag, so steht sie doch in mancher Hinsicht höher als die der Bienen, der Ameisen, ja sogar der Menschen.

Aus: Maeterlinck, Das Leben der Termiten.

Es sind beinahe dreißig Jahre her, daß ich in der wildesten, fremdartigsten Gebirgslandschaft Abessinien ein Bild schauen durfte, das zu den größten Erlebnissen meines Forscherdaseins gehört. Es war mir, was vordem nur ganz wenigen vergönnt war, geglückt, einen Blick in das Heiligtum, d. i. die königliche Kammer, eines großen Termitenstaates zu tun und das dort herrschende Leben längere Zeit in aller Ruhe zu beobachten. Was da vor sich ging, ist seltsam genug, um es etwas näher zu schildern: Ganz im Hintergrund des gewölbeartigen Raumes liegt die Königin, ein wahres Ungeheuer von einem Insekt, dessen lebender Anblick auch den, der nach ken-

servierten Sammlungsexemplaren wohl damit vertraut ist, zuerst aufs höchste frappiert. In ihrer Länge von zehn Zentimetern nimmt sie etwa drei Viertel der Kammer ein, während ihre Dicke derart ist, daß ihr Leib den Zwischenraum zwischen Boden und Decke ausfüllt, ja sogar noch etwas eingeklemmt erscheint. Sie ist umgeben von einer großen Anzahl Arbeiter, von denen ein Teil karussellartig um sie herumläuft, während andere damit beschäftigt sind, ihren mächtigen weißen Leib zu putzen. Sowohl von oben, von der Decke herab, als auch von unten wird die Reinigung besorgt, wobei die Arbeiter gewöhnlich eine ziemlich geschlossene Reihe bilden. Eine be-



Lichtbild: W. Knoll, Bogen.

*... Dankst du dann, am Blick dich weidend,
Reiner Brust der Großen, Holden,*

*Wird die Sonne, rötlich scheidend,
Rings den Horizont vergolden.*

Goethe, „Schönes Menschenlos“.

sonders massenhafte Ansammlung von Arbeitern findet sich an den beiden Enden des Riesenweibchens, vor allem vorne um die Kopf- und Brustregion. Mit großer Geschäftigkeit lecken da die einen an den Beinen und Fühlern, an der Brust und am Kopf herum, während die anderen direkt an den Mundteilen sich aufhalten und ihrer unbeweglichen hilflosen Königin beständig Nahrung darreichen. Auch am Hinterende spielt sich ein lebhaftes Treiben ab: eine Anzahl Arbeiter ist hier versammelt und damit beschäftigt, den Körper dort zu belecken und zu betasten. Da erscheint plötzlich ein Ei, ein Arbeiter stürzt darauf los, ergreift es mit den Mandibeln und läuft aus dem Gedränge heraus; dann bleibt er einige Zeit stehen, um das Ei zu reinigen. Nach wenigen Sekunden schon läuft er weiter mit seinem Ei und schafft es durch eine der engen Türen aus dem königlichen Gemach in die umliegenden Kinderstuben.

Dieser hier geschilderte Vorgang wiederholt sich mit großer Regelmäßigkeit etwa alle zwei Sekunden. Immer wieder erscheint ein Ei. Dann kommt sofort der Arbeiter, holt und reinigt es und schafft es hinaus in die Lagerplätze. — Von Zeit zu Zeit tritt, gewissermaßen zur Belohnung für die Arbeit, aus der Darmöffnung ein großer Tropfen einer klaren Flüssigkeit (Exkremente) aus, welche von den herumstehenden Arbeitern gierig aufgeleckt wird. — Die Eiproduktion geht unter fortwährenden peristaltischen Bewegungen vor sich, indem eine Welle nach der anderen von vorne nach hinten über den unförmigen, schwangeren Hinterleib der Königin dahinfließt.

Die Arbeiter sind beaufsichtigt, und zwar durch eine ganze Reihe kleiner Soldaten, welche da und dort unter denselben verteilt sind und die Säumigen an ihre Pflicht erinnern. Sie tun dies in recht unzweideutiger Weise, indem sie mit ihrem großen Kopf kräftige, schnell aufeinanderfolgende, zitternde Schläge auf den Körper der Anzutreibenden abgeben.

Während somit die kleinen Soldaten die Funktion von Polizisten bzw. Aufsehern zur Aufrechterhaltung eines flotten ungestörten Betriebes erfüllen, dienen mehrere große Soldaten zum Schutz und zur Verteidigung gegen fremde Angriffe. Sie stehen meist am Rande der Kammer, in ziemlich gleichen Abständen verteilt, den Kopf mit den großen gefährlichen Kiefern nach außen gewandt.

Noch ist bis jetzt eines Bewohners des königlichen Gemaches nicht gedacht, dessen Existenz in demselben man überhaupt lange bezweifelt hatte, nämlich des Königs. Auch ich konnte ihn anfangs nicht sehen; erst als ich die Kammer weiter aufbrach, so daß ich auch die andere Seite überblicken konnte, kam er mir vor die Augen. Auf hohen, gespreizten Stelzenbeinen, das Abdomen erhoben, den Kopf gesenkt, stand er da an der Seite seiner Gemahlin, nur wenig sich bewegend; er drückte sich fest an bzw. in die weichen Flanken seines Riesenweibes. Die Arbeiter behandelten ihn ganz ähnlich wie die Königin, das heißt sie pußten und leckten an ihm herum und reichten ihm auch von Zeit zu Zeit Nahrung dar. Des öfteren stieß er auf die massenhafte unter seinen hohen Beinen durchlaufenden

Arbeiter mit dem Kopf herab, als ob er sie zur größeren Aufmerksamkeit ihm gegenüber ermahnen wollte.

Ich hatte in späteren Jahren auch noch in anderen tropischen Ländern, wie Ceylon, Südamerika (Brasilien), Gelegenheit, das Termitenleben zu studieren und bin überall auf die gleichen Bilder des Zusammenarbeitens gestoßen, auch bei anderen Funktionen des Staates, wie zum Beispiel bei dem Bau der Burgen, bei der Nahrungsbeschaffung, bei der Anlage von Gemüsebeeten usw. Es fehlt aber an Zeit, hier auf weitere Einzelheiten näher einzugehen.

Schon aus der kurzen Skizze, die ich hier vom Leben in der Königskammer gegeben habe, können Sie entnehmen, daß hier eine staatliche Organisation vorhanden ist, die in vieler Hinsicht den Einrichtungen des menschlichen Staates sehr ähnlich ist, ja teilweise äußerlich genau gleicht: Millionen von Individuen leben auf engem Raum beisammen, und zwar nicht einfach nebeneinander, sondern füreinander. Keines der Individuen lebt für sich, sondern jedes lebt im Dienste der Gemeinschaft. Die Königin, ihr Leben lang eingemauert in der königlichen Kammer, verzichtet auf jede Bewegungsfreiheit, um durch fortwährende Eiproduktion den Bedarf an Nachkommenschaft zu decken. Der König, ebenfalls lebenslanglich mit der Königin eingesperrt, lebt nur der Pflicht, die Königin von Zeit zu Zeit zu befruchten; die winzigen, blinden Arbeiter erschöpfen sich in der Erfüllung der verschiedensten Aufgaben, wie der Reinigung und Fütterung des Königspaares, der Aufbewahrung der Eier, der Sorge für die heranwachsende Brut, in dem Bau der Burg, in der Anlage und Pflege der Gemüsegärten usw. Dabei kann man deutlich eine Arbeitsteilung erkennen, indem die größeren Arbeiter ausziehen, um Nahrung herbeizuholen, während die kleineren zu Hause bleiben, um all die häuslichen Arbeiten zu besorgen. Die Soldaten endlich tun nichts weiteres als wachen, verteidigen oder im Innern Ordnung halten, wobei den großen Soldaten die Verteidigung gegen äußere Feinde, den kleineren die Polizeidienste zufallen.

Wer je das Glück hatte, ein solches Termitenvolk zu beobachten, wird in Staunen geraten über die absolute Disziplin, über die absolute Unterordnung jedes einzelnen Individuums unter einen gemeinsamen Willen und die Ausschaltung jedes Individualismus und Egoismus, über die Selbstaufgabe und Selbstaufopferung jedes einzelnen für die Staatsidee. Wenn man die Hingabe und den Eifer sieht, mit dem jedes einzelne Individuum seinen Pflichten nachgeht, so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß es starke Lustgefühle sind, die all den Handlungen zugrunde liegen.

Das Gesetz „Gemeinnutz geht vor Eigennutz“ ist hier bis in die letzte Konsequenz verwirklicht. Der Termitenstaat stellt, äußerlich betrachtet, einen Totalstaat reinster Prägung dar, wie er bei den Menschen bisher noch nicht erreicht war — und dies, obwohl die Termiten schon Millionen von Jahren vor dem Menschen die Erde bevölkerten.

Diese letztere Tatsache führt uns zu folgender Überlegung: Die Staatenbildung stellt zweifellos einen großen Vorteil im Lebenskampf dar gegenüber dem Einzelleben. Sie bedeutet eine Vervielfachung des Kampfwertes des Einzelindividuums. Würden die Termiten beim Solitärleben geblieben sein, so hätten sie kaum eine höhere Bedeutung in der Lebensgemeinschaft tropischer Länder erreicht als andere verwandte tiefstehende Insekten. Durch die Staatenbildung sind sie zu einer Großmacht ersten Ranges geworden, vor der oft selbst der Mensch zurückweichen muß.

Wenn so in der Staatenbildung ein Mittel zur enormen Machtstärkung einer Tierart gegeben ist, warum, so fragen wir, hat sich die Natur dieses Mittels nicht in viel ausgiebiger Weise bedient, als es tatsächlich der Fall ist? Ist es doch außer beim Menschen nur noch bei einigen wenigen Insektengruppen (nämlich den Termiten, Ameisen, Bienen und Wespen) zur richtigen Staatenbildung gekommen.

Die Antwort auf die Frage lautet: Weil der zur Selbsterhaltung des Individuums so notwendige Egoismus als starkes Hemmnis im Wege steht und die Beseitigung dieser biologischen Grundeigenschaft ohne Gefährdung der Art ungemein schwierig, ja ich möchte fast sagen: ein „Kunststück“ ist. Dieses Kunststück ist der Natur bei den Termiten und anderen sozialen Insekten nur durch ein sehr radikales Mittel geglückt, nämlich durch Kastrierung, bzw. starke Reduktion der Sexualität, welche letztere eine der Hauptwurzeln des Egoismus darstellt. Die Sexualität, die all den Millionen von Individuen von Arbeitern und Soldaten genommen ist, ist gewissermaßen in das Königspaar hineingelegt und in ihm konzentriert, was seinen Ausdruck in der enormen Körpergröße der Königin findet. Dadurch ist auch die Bindung aller Mitglieder des Staates an das Königspaar gegeben, und das Gegeneinander, das sonst in der organischen Welt die Regel ist, hat sich durch diesen Vorgang in ein Füreinander verwandelt.

Dieses Füreinander konnte nur dann sich fruchtbar gestalten, wenn die zusammengeschlossenen Wesen sich in die Arbeiten, die der Zusammenschluß erforderte, teilten. So sehen wir in jedem Insektenstaat eine klare, planvolle Arbeiterorganisation, die teilweise auch zur morphologischen Differenzierung geführt hat. Bei den hochentwickelten Termitenstaaten befinden sich neben der durch ihre Riesenhaftigkeit gekennzeichneten Königin und dem großen König das Millionenheer der Arbeiter, kleiner blaß gefärbter, blinder Tiere, bei denen man zwei bis drei Größen unterscheiden kann, und dann die Soldaten, die ebenfalls in mehreren Größen auftreten können. Die Soldaten sind vor allem mit riesigen Köpfen, die mit langen säbelartigen Kiefern versehen sind, ausgestattet — Köpfe, die viel größer sind als der ganze übrige Körper, der gewissermaßen wie ein kleines Anhängsel an ihnen erscheint. Außer diesen Säbelsoldaten gibt es noch eine andere Sorte, deren Waffen nicht in scharfen Säbeln besteht, sondern in mächtig langen Nasen, aus denen sie eine klebrige Flüssigkeit auf den Gegner spucken, um ihn so kampfunfähig zu machen.

Das Verhältnis der Zahl der jeder Kaste angehörenden Individuen richtet sich nach dem Bedarf. Sind zuviel Arbeiter da, so wird der Überschuß einfach vernichtet; tritt irgendwo ein Mangel auf, sei es an kleinen oder großen Arbeitern oder an Soldaten, so werden die fehlenden in kürzester Zeit herangezüchtet. So bleibt der Termitenstaat in allen seinen Teilen bzw. Funktionen vollendet: er arbeitet so sicher wie ein höherer Organismus, er stellt, wie die heutige Biologie sagt, ein „Überindividuum“, einen „Überorganismus“ dar.

Wie nun die einzelnen Organe eines Organismus zwangsläufig ihre Arbeiten verrichten, so sind auch die Handlungen der Termiten einem starken Zwang unterworfen. Die sozialen Insekten werden fast ausschließlich durch Instinkte geleitet, das heißt durch im Laufe unzähliger Generationen erworbene, festgelegte Nervenbahnen. Der Termitenstaat ist gewissermaßen mechanisiert. Die Mitglieder des Termitenstaates müssen sozial handeln, sie können nicht anders. Sie werden infolge des einfachen Nervensystems, dessen Zentralorgan nur Spuren einer Plastizität zeigt, mit großer, wenigstens neun- undneunzig Prozent Sicherheit zum Leben für die Gemeinschaft gezwungen.

Wenn wir nicht von hundert Prozent Sicherheit sprechen, so hat dies seinen Grund darin, daß trotz der starken Mechanisierung des Termitenstaates doch bisweilen auch Handlungen gegen das Gemeinwohl vorkommen können. Handlungen, die wir im menschlichen Leben als Korruption bezeichnen. Korruption ist also nicht dem Menschenstaat allein vorbehalten, sondern sie scheint eine Eigenschaft zu sein, die mit der Staatenbildung überhaupt zusammenhängt. Die Korruption im Termitenstaat besteht darin, daß die Mitglieder bisweilen verlockenden Annehmlichkeiten verfallen und darüber die ihnen zukommenden Funktionen dem Staat gegenüber vernach-



Brunnen
in
Rothenburg.

Lichtbild:
Erich Reßlaff.

lässigen. Es handelt sich meistens um fremde Eindringlinge aus anderen Insektengruppen in den Staat, die es fertigbringen, durch Darbietung von angenehmen, vielleicht narzotisch wirkenden Sekreten die sonst jedem Fremden gegenüber ausgesprochen feindliche Haltung der Mitglieder in das Gegenteil umzubiegen. Die mit solcher verführerischen Eigenschaften ausgestatteten Fremdlinge werden nicht nur nicht verfolgt, wie es sonst bei Fremdlingen gewöhnlich der Fall, sondern in der liebevollsten Weise aufgenommen, gepflegt, gefüttert, herumgetragen usw. — obwohl diese verhätschelten Lieblinge zu den größten Feinden des Staates gehören. Viele von den sogenannten Termitengästen, wie man diese Fremdlinge nennt, sind nämlich Bruträuber schlimmster Sorte, die von der Termitenbrut leben. Da sie auf geradem Wege nicht zu dieser Nahrung gelangen können, so bedienen sie sich, um den Wehrgeist einzuschläfern oder ganz auszuschalten, der Verführungskunst.

Derartige Verführer sind gar nicht so selten und kommen auch bei anderen Insektenstaaten vor, vor allem bei Ameisen.

Der vor einigen Jahren verstorbene Pater Wasmann hat sein ganzes Leben der Erforschung dieser gefährlichen Gäste gewidmet und ist dabei zu hochinteressanten, noch viel zu wenig allgemein gewürdigten Ergebnissen gekommen. Bei den Ameisen geht die Korruption in manchen Fällen so weit, daß die Aufzucht der eigenen Brut zugunsten der Fremdlinge stark vernachlässigt wird, so daß Krüppelformen entstehen, die zum Untergang des ganzen Volkes führen können.

Es gibt noch andere Korruptions- und Degenerationserscheinungen im Leben der Insektenstaaten, auf die ich hier nicht näher eingehen kann. Es sei nur ganz kurz an die bei verschiedenen Ameisen vorkommende Neigung zur Sklavenshaltung erinnert, die im Verlauf der Stammesentwicklung allmählich zu immer größerer Verweichlichung der Sklavenshalter und schließlich zur völligen Hilflosigkeit und Abhängigkeit von den Sklaven führt. Es sind das Gebiete, deren Studium jedem politisch interessierten Menschen nicht genug empfohlen werden kann.

Wenn es, wie aus diesen Fällen hervorgeht, der Natur trotz

des starken Eingriffs der Kastrierung des größten Teils des Volkes bei fast ausschließlich durch Instinkte geleiteten Tieren nicht gelungen ist, einen absolut, das heißt hundertprozentig sicher arbeitenden totalen Staat zu schaffen, so können wir daraus entnehmen, welche ungeheure Schwierigkeiten der Staatenbildung entgegenstehen und welche große Hemmnisse dabei zu überwinden sind.

Immerhin gleicht der Termitenstaat mit seiner bis ins kleinste durchgeführten Arbeitsorganisation, mit seiner Disziplin, mit seinem fanatischen Verteidigungswillen, mit seiner Aufopferungsbereitschaft für die Gemeinschaft usw. dem idealen Totalstaat so sehr, daß es wohl erlaubt ist, ihn dem Menschen als Vorbild vorzuhalten.

Es ist viel darüber diskutiert worden, ob wir überhaupt berechtigt sind, so verschiedene Sozietätsformen, wie es Insekten- und Menschenstaaten darstellen, miteinander zu vergleichen. Wir haben zweifellos die Berechtigung dazu, da es allgemeingültige Entwicklungsgesetze der Staatenbildung bezüglich des Aufbaus, der Gliederung, der Arbeitsorganisation, der Nahrungsbeschaffung usw. gibt, gleichgültig, ob es sich um Insekten- oder Menschenstaaten handelt. Wir müssen uns nur hüten, den intellektuellen Ausbau des Menschenstaates in den Vergleich mithereinzuziehen.

Es könnte nun paradox erscheinen, daß die Einrichtungen des Termitenstaates, die Millionen von Jahren vor den Menschenstaaten bei organisatorisch unendlich viel tiefer stehenden Tieren entstanden sind, dem hochorganisierten Menschen mit seinem im Verhältnis zu den Termiten so riesenhaft entwickelten komplizierten Gehirn als Vorbild dienen sollen. Diese scheinbare Paradoxie löst sich auf, wenn wir folgendes bedenken: Der Termitenstaat stellt das Endprodukt einer über ungeheure Zeiträume sich erstreckenden Entwicklung dar. Er zeigt uns, wie weit die soziale Differenzierung auf rein physiologischer Basis überhaupt gehen kann. Der so gebildete Termitenstaat ist starr und keiner weiteren Entwicklung mehr fähig. Die Grundlage der Staatenbildung ist hier durch die Entfernung der Individualität durch Unterdrückung der Sexualität geschaffen.

Bei der Staatenbildung des Menschen stellt die Grundlage das mächtig entwickelte Gehirn dar. Erst durch dieses mit schier unbegrenzter Plastizität ausgestattete Zentralorgan wurde es möglich, die großen Hemmnisse, die der Staatenbildung entgegenstehen, durch Erfahrung und Einsicht in die Vorteile der Staatenbildung zu überwinden und so ohne organische Preisgabe der Individualität und ohne Mechanisierung zu einem Gemeinschaftsleben, zu einer Sozietät zu gelangen.

Wenn dabei infolge der allgemeinen sozialen Entwicklungsgesetze ganz ähnliche Einrichtungen bezüglich der Wirtschaft, der Arbeitsteilung und Arbeitsorganisation entstanden sind wie beim Termitenstaat, so sind diese soziologischen Funktionen bei den Menschenstaaten infolge der hohen Plastizität des Gehirns und des intellektuellen Ausbaues einerseits nicht so starr und sicher fixiert wie bei den sozialen Insekten, dafür aber andererseits noch einer weiteren Steigerung fähig. Mit anderen Worten: Die Fortschrittsmöglichkeit, die Steigerungsfähigkeit in staatlicher Hinsicht beruht beim Menschen auf der erhalten gebliebenen Individualität. Während demnach letztere einerseits hindernde Momente enthält für das sichere Funktionieren des Staatskörpers, stellt sie andererseits die Grundbedingung zum Fortschritt dar.

Das Haupthindernis des ungebundenen intellektuellen Individualismus für das sichere Funktionieren des Staates besteht darin, daß derselbe die Möglichkeit antisozialer staatsfeindlicher Handlungen einschließt und damit der politischen

Korruption Tür und Tor öffnet. Nachdem wir gehört haben, daß selbst bei den zu neunundneunzig Prozent mechanisierten Insektenstaaten Korruption vorkommen kann, so müssen wir uns fast wundern, daß bei den intellektuell fundierten Menschenstaaten die Korruption nicht noch viel mehr gewuchert ist, als wir es in der Nachkriegszeit in so reichem Maße erlebt haben.

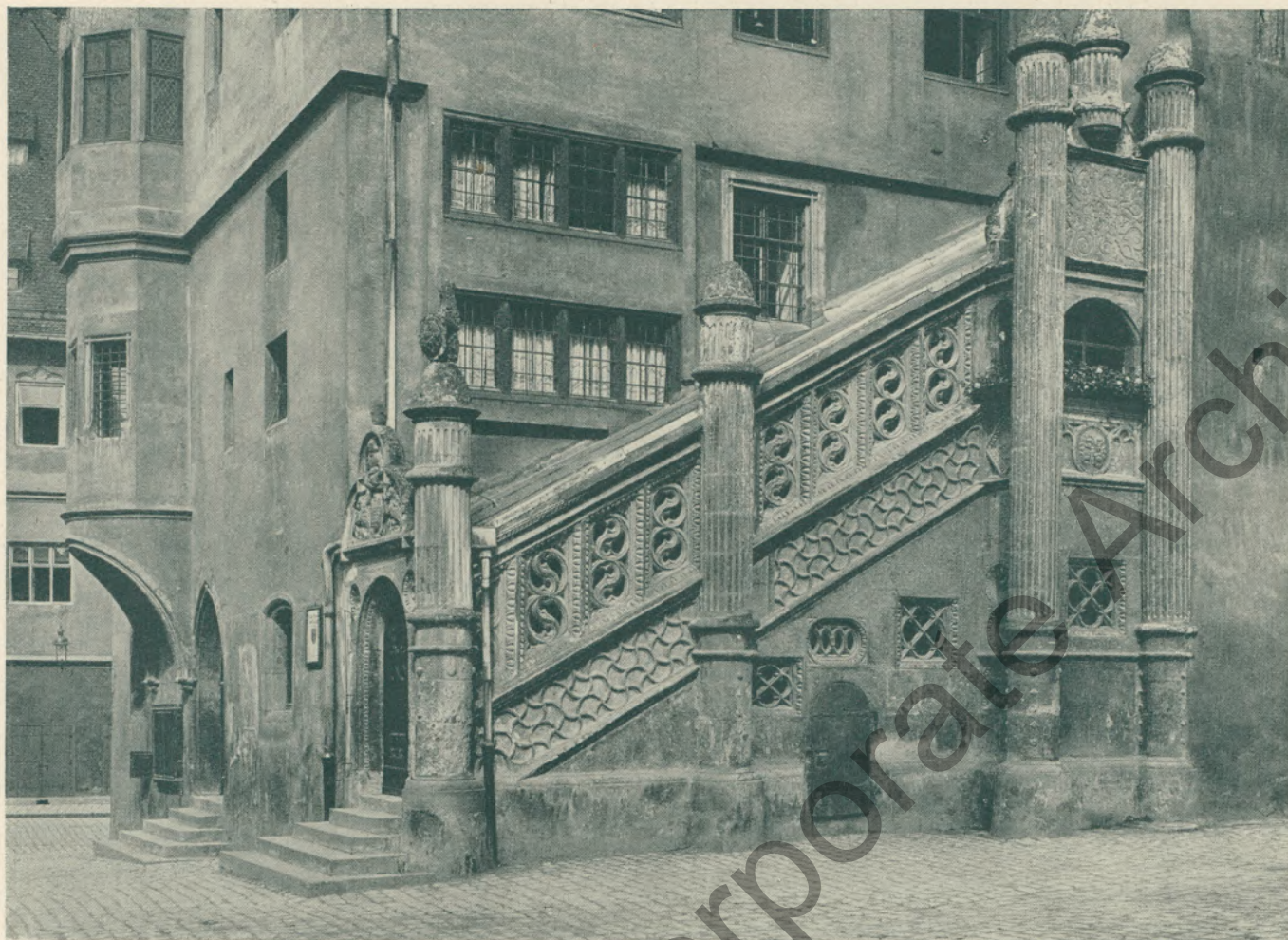
Was die positive Seite der erhaltenen Individualität, nämlich die Fähigkeit zum Fortschritt, zur Weiterbildung betrifft, so sehen wir ja gerade in letzter Zeit, daß sich die soziale Entwicklung in ein immer schnelleres Tempo hineinsteigert, bei dem ein Ende noch nicht abzusehen ist, und bei dem jedenfalls die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, dem idealen Totalstaat nahezu kommen.

Auf welchem Wege ist dieses hohe Ziel zu erreichen? Jedenfalls nicht dadurch, daß wir versuchen, die Menschen ohne weiteres zu Termiten machen zu wollen, indem wir sie mit Gewalt oder mit Terror auf die Stufe der durch Kastrierung ihrer Individualität beraubten und fast nur durch Instinkte geleiteten Termiten herabzudrücken. Wir können unmöglich den in unendlichen Zeiträumen entstandenen intellektuellen Ausbau des Menschenstaates einfach durch Befehl unterdrücken und in die starre Form des mechanisierten Termitenstaates hineinpresse.

Der Bolschewismus hat geglaubt, diesen Weg gehen zu können, und hat durch diesen „Termitenwahn“ ein namenloses Unglück, in den Ausmaßen in der Weltgeschichte bisher unbekannt, über ein Hundertsechzig-Millionen-Volk gebracht. Die Natur läßt sich nicht vergewaltigen, ohne sich schwer zu rächen. Auch in Rußland beginnt man allmählich einzusehen, daß durch die zwangsweise Unterdrückung der Individualität, des Individuums, aus Menschen keine nützlichen Mitglieder des Staates gemacht werden können, sondern nur Ruinen entstehen. Und es scheint sich in Rußland in letzter Zeit mit dieser Erkenntnis eine Abkehr vom Termitenwahn anzubahnen.

Wenn wir zu einem einigermaßen sicher funktionierenden menschlichen Totalstaat gelangen wollen, so gibt es nur einen Weg, der biologisch gangbar ist: Dieser heißt nicht Unterdrückung des Individuums, sondern Erhöhung des Individuums durch Erziehung zur staatlichen Persönlichkeit oder, wie man heute zu sagen pflegt, zum politischen Menschen, der sich freiwillig in die Gemeinschaft dienend einordnet.

Die Erziehung hat vor allem darauf auszugehen, die antisozialen, korruptiven Komponenten im menschlichen Individuum so zurückzudrängen, bzw. durch die positive, auf die staatliche Gemeinschaft hinstrebende Komponente so zu überbauen, daß die erstere nicht mehr zum Durchbruch, zur Auswirkung gelangt. Diese Erziehung bedeutet eine schwere Arbeit, einen langen Weg über mehrere Generationen hinweg, da die egoistischen Triebe sehr mächtig sind und stets auf der Lauer liegen, wieder vorzubrechen. Sie können auf die Dauer auch nur dann unterbunden werden, wenn sich gleichzeitig eine so mächtige geistige Zentralgewalt gebildet hat, daß alle Mitglieder fest in ihren Bann gezwungen werden, oder — mit anderen Worten — daß alle Mitglieder es als ein höheres Lustgefühl empfinden, der Gemeinschaft zu dienen, als ihren egoistischen Trieben zu frönen. Wenn das erreicht ist, so würde der Menschenstaat, von außen betrachtet, ein ähnliches Bild eines Totalstaates darbieten wie das oben entworfene Bild vom Termitenstaat.



Freitreppe am Rathaus zu Mördlingen.

Lichtbild: Kessler.

Der völkische Staat, biologisch gesehen.

Von Prof. Dr. Eugen Fischer, Rektor der Universität Berlin,

Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik.

Das Deutsche Reich der Gegenwart geht in seiner eigentlichen, vor allem geistigen Entstehung auf die Zeit der Erhebung in den Freiheitskriegen zu Beginn des letzten Jahrhunderts zurück. Dort entstand die Vorstellung und der heisse Wunsch nach einem Nationalstaat der deutschen Nation, nach einem Herauswachsen der vielen Kleinstaaten zu einer Nation der Deutschen. So fällt der eigentliche Beginn unseres neuen staatlichen Zusammenschlusses auf jene bewegten Zeiten vor 1813. Wir schauen in den Jahren ihrer Begründung auf die Zeiten nationalen Niederbruchs und folgender ungeheurer vaterländischer Erhebung. Dort erlebte in den Hörsälen, in den „Salons“ und in den Räumen der Regierung unter dem gewaltigen geistigen Einfluß führender Denker, von denen ich hier nur Fichte und Schleiermacher nennen will, die Idee des Nationalstaates ihre Ausgestaltung. Diese Idee sei neben den Begriff des völkischen Staates gestellt, beide biologisch betrachtet.

Wenn wir heute die Entwicklung der Idee vom Nationalstaat und die Entwicklung des Nationalstaates selbst in ihrer langen und zum Teil traurigen Vorbereitungszeit vor 1870 und seit ihrer Erfüllung im Spiegelsaal von Versailles, dann die Blüte und Macht des Reiches bis zum inneren Zusammen-

bruch von 1918 verfolgen und nun vom heutigen neuen Staat aus und mit den Augen des Biologen sein inneres Leben betrachten, muß uns ungeheures Staunen ergreifen, eine wie geringe Rolle im ganzen kulturellen Leben, vorab in der Geistesgeschichte, die Frage nach der Bedeutung von Wesen und Leistung der einzelnen Menschen selbst spielte, die das Volk bilden und die Nation schufen.

Dem modernen Staatsbürger der letzten Jahrzehnte war die Empfindung dafür abhanden gekommen, daß Blut dicker ist als Wasser, wie unser Volk dereinst dies Wort geprägt hat. Sagen wir wesenhafter, der moderne „Kulturstaat“ fühlte keinen Zusammenhang mehr mit bodenständigem altem Stammestum. Wie Günther einmal gesagt hat, dachte der moderne Mensch beim Wort Rasse an Australier oder andere „Wilde“, bestenfalls an Antisemitismus, niemals aber daran, daß jeder einzelne von uns Rasse hat und Rasse ist.

Wenn man für die Spanne Zeit zwischen den Kriegen, deren einer Einigung und Aufstieg, deren anderer unvergänglicher Ruhm und darauf schmählicher Zusammenbruch gebracht hat, einmal die Geistes- und Ideengeschichte schreiben wird, muß eine eigene Untersuchung zeigen, wie eigenartig gesteigertes und verfeinertes Wissen, Mehrung von Gedanken-

gut über alle Völker weg und überspitzte Weltkultur den einfachen Sinn und das elementare Gefühl für Rasse und Blut fast vollständig überwunden haben.

Mit dem Wachsen unseres geistigen Wissens, mit seiner Verehrung, ja geradezu Idealisierung und Verklärung ging ein Siegeszug technischer Erfindungen einher, der niemals seinesgleichen hatte. Auch aus ihm will ich nur berühren, was biologisch von Bedeutung. Eine unerhörte Technik der Hygiene, ein gewaltiger Fortschritt der ärztlichen Kunst haben uns eine Menschenerhaltung ermöglicht, die die Bevölkerungsziffern der Kulturenationen in den letzten hundert Jahren verdoppelte und vervielfachte. Das mußte zur Katastrophe führen im Augenblick, wo wirtschaftliche Not die Menschenerhaltung erschwerte. Nun verlangt auf der Grundlage der individualistischen Lehren des liberalen Staates der einzelne Mensch sein „Recht“, die Möglichkeit, sich auszuleben und damit das Lossein von Familie, von der Last von Kindern. Die Idee der Gleichheit, aus dem Gedankenkreis der Französischen Revolution entsprungen, vom Marxismus angewandt auf den einzelnen Menschen, mit dem gleichen Recht auf Lebensgenuss ergreift die Massen und zerstört die alten Instinkte zu Volk, Heimat, Familie und Zukunft.

Seit Jahrzehnten haben einzelne ärztliche und naturwissenschaftliche Forscher die biologischen Schäden der gesamten Volks- und Staatsentwicklung gesehen und davor gewarnt. Aber es bedurfte erst einer Verbreiterung und einer Anerkennung der sogenannten Genetik, das heißt der experimentellen Erblehre, um ihnen Gehör zu schaffen, und einer völligen Erneuerung des Staates, um das Gehörte in die Tat umzusetzen.

Erst seit wir die Mendelschen Erbgesetze kennen und wissen, daß alle gesunden und kranken, körperlichen und geistigen Eigenschaften sich beim Menschen genau nach denselben Gesetzen übertragen, die wir aus Millionen von Pflanzen- und Tierexperimenten erkannt haben, können wir überhaupt von Vererbung und Rasse sprechen. Was die einzelnen Menschen voneinander unterscheidet, sind nicht zufällige äußere Merkmale, sondern auf erblich, in bestimmtem Erbgang übertragene Anlagen beruhende Erbeigenschaften. Gleichartige Anlagen bestimmter Eigenschaften großer Fortpflanzungsgemeinschaften bedeuten Rassengleichheit. Und in jeder solcher sind dann andere Erbanlagen verschieden ausgestaltet: die Unterschiede der Familien und Individuen innerhalb ein und derselben Rasse. Wir kennen heute die Erbunterschiede der einzelnen Rassen, wir wissen Bescheid über die Rassenkreuzungen, über die Regeln und Gesetze, die nach solcher Kreuzung das Wiederauftreten der einzelnen Eigenschaften fest bestimmen. Wir beginnen die unendliche Bedeutung der erblichen Rasseigenschaften auf geistigem Gebiet für den Ablauf der Kultur zu übersehen. Wir kennen weiter heute Bestand und Wesen der Erbkrankheiten, wir kennen die Übertragung krankhafter Erbanlagen, ihre Unveränderlichkeit, ihr zwangsmäßiges Wiederauftreten in bestimmten Generationen. Wir wissen, daß jede geistige Leistung von Erbanlagen abhängt, die sich in stets neuer Kombination von Geschlecht zu Geschlecht übertragen. Rassenunterschiede sind Erbunterschiede. Gesundheit und Krankheit, von zufälligen Außeneinwirkungen abgesehen, sind Erbanlagen. Leistung und Minderwertigkeit sind Erbanlagen, und nur ihre Entfaltungsmöglichkeiten hängen von außen ab.

Auf Grund dieser neuen festbegründeten Kenntnisse gewinnt die Frage nach der Bedeutung von Erbe und Rasse für den Staat ein vollkommen neues Gesicht.

Für die biologische Betrachtung der Idee des völkischen Staates erhebt sich nun die Frage, wie weit sie gegenüber anderen Staatsideen für Bestand und Leben des betreffenden Volkes Vor- oder Nachteile hat. Man könnte die Frage auch so fassen, daß sie erforscht, ob in den Begriffen Staat und

völkisch auch ein biologischer Bestandteil steckt. Nur dann hat der Biologe überhaupt mitzureden. Damit ist die Frage aufgeworfen vom Verhältnis von Erblichkeit und Rasse zu Volk und Staat und darüber hinaus zum ganzen kulturellen geschichtlichen Geschehen.

Lange hatten Historiker den Rassgedanken als Faktor im Ablauf der Geschichte abgelehnt. Heute können wir beweisen, daß jede Leistung des Menschen auf unveräußerbaren und unvererbaren, nur im Erbgang übertragenen Eigenschaften beruht. Heute wissen wir, daß nicht eine starre Eigenschaft sich überträgt, sondern die Reaktion und Reaktionsverschiedenheit auf die Umwelteinflüsse. Ein Volk besteht nicht aus isolierten Individuen, sondern jeweils aus den augenblicklichen Trägern bestimmter Erblinien. Die Erbforschung am Menschen mit den heutigen Methoden, vor allem der Zwillingsforschung, hat unsere ganze Vorstellung von Erbgut und Rasse auf neue und unanfechtbare Unterlagen gestellt. Eben solche Beweise — was uns hier besonders angeht — für die Vererbung geistiger Anlagen und für deren starke Unterschiede in den einzelnen Erblinien sind erbracht. Die früheren Vorstellungen von der anlagemäßigen Gleichheit der Menschen sind endgültig als unhaltbar und unsinnig erwiesen. Die Vorstellungen von einem gewaltigen Einfluß der gesamten Umwelt, der körperlichen wie der geistigen, auf den Einzelmenschen, und die Annahme einer Übertragung von Außeneinflüssen und allmähliche Steigerung solcher zur Hervorbringung eines höheren und besseren Menschengeschlechtes sind falsch. Die Umwelt kann einzig und allein die gegebenen erblichen Anlagen entweder zum Gipfelpunkt ihrer ureigensten Entfaltungsmöglichkeit bringen oder umgekehrt auf niedrigster Stufe zurückhalten. Das Erbe macht, was der Mensch werden kann (sagt einmal Just), die Umwelt, was er wirklich wird. Aber nichts von dieser Umweltwirkung ändert im leisesten das Erbgut selbst, nichts von dem, was zur Entfaltung oder Niederhaltung der Erbanlagen eines Menschen beigetragen hat, wirkt auch nur im leisesten über diesen Menschen hinaus unter Verbesserung oder Verschlechterung des Erbgutes selbst.

So kommt es also in jedem Volk, aber auch in jeder einzelnen sozialen Schicht nur auf den Bestand der Erblinien an. Diese Erkenntnis ist in dem Begriff des völkischen Staates einbezogen, bisher sonst in keiner anderen Staatsidee. Der Geschichte erwächst die ungeheure Aufgabe, Erblinien, den Gang der übertragenen Anlagen im Ablauf kultureller Entwicklungen zu verfolgen.

Es sei dabei nicht verkannt, daß die Entfaltung dieser erblichen Anlagen, die Richtung ihrer Wirkung selbstverständlich von den geistigen Strömungen der Zeit abhängen, die die Persönlichkeit endgültig prägen. Trotz gegebener Anlagen und durch sie bestimmt, bleibt der einzelne Kind seiner Zeit.

Aber immer wieder erhebt sich die Frage, wie weit die erblichen Eigenschaften der Individuen einer Gruppe auf das Leben, die kulturellen Leistungen und das Schicksal der Gruppe selbst einwirken. Und umgekehrt die Frage, wie weit von der Gruppe geschaffene Einrichtungen ihrerseits auf den Bestand, Vermehrung oder Verminderung, einseitig oder allgemein, der einzelnen Gruppenmitglieder einwirken und damit Menge und Güte der Erblinien ändern. Nur folgende flüchtige Hinweise seien als Beispiele gestattet. Der glänzende Aufstieg der klassischen Griechen über die Kultur der vorhellenischen Bewohner jenes Bodens weit hinaus liegt letzten Endes in der günstigen Rassenzusammensetzung der Athener, Spartaner usw. Und nachdem Austilgung bester Erblinien durch Kriege, Landesverweisung, vor allen Stücken aber durch Kinderarmut und Aussterben der Geschlechter die erb- und rassenmäßige Zusammensetzung des Volkes geändert hatten, traten Verfall und Niedergang ein; die Rom unterworfenen Griechen der Spätzeit waren eben erb- und rassenmäßig andere Menschen wie die klassischen. Im Aufstieg wie im Niedergang Roms



Maisonne.

Lichtbild: Erich Neßloff.

sind neben allen anderen Faktoren die der Rasse, der Zerstörung der alten Rasse, der verheerenden Wirkung eines unerhörten Rassenchaos im spätkaiserlichen Rom verantwortlich zu machen. Geistige Leistungsfähigkeit, Charakter vor allem, sind anders geworden, wie sie in den Erblinien und dem unverbastardierten Römer der republikanischen Blütezeit gegeben waren. Die Leistungen der Renaissance in Italien in Kunst, Kultur, Politik, Wirtschaft sind neben vielem anderen der günstigen Rassenzusammensetzung, Kreuzung ebenbürtiger blutsverwandter Rassen zuzuschreiben. Züchtung bestimmter Erblinien mit der Kunst, in führenden Schichten zu sein, hat die Blüte, Tilgung dieser Linien den Verfall bedingt. Die splendid isolation des britischen Inselreiches allein hat nicht Englands stolze Macht begründet, sondern die Erblinien des englischen Volkes und seiner Führerschichten. Die Inseln Korsikas und Sardiniens haben keine Großmacht hervorgebracht, und Sizilien hatte Geltung nur, solange die Normannen dort saßen. Splendid isolation allein tut's nicht — Japans Inseln sind Machtgebiet geworden, die Philippinen und Sundainseln, die zwei Kontinente verbinden und beherrschen könnten, sind bedeutungslos — die Erblinien der „Männer“ fehlen hier! Wo wir in der Geschichte hinblicken, lassen sich die Wirkungen der erblichen Veranlagung der betreffenden Menschen als mitverantwortlich am Auf- und Abstieg kultureller Leistungen erkennen. „Männer machen die Geschichte“, sagt v. Treitschke — heute fassen wir das erbgeschichtlich auf!

Die Anwendung dieser Gedankengänge auf die Gegenwart ist von entscheidendster Bedeutung für das Leben und die Zu-

kunft der europäischen Kultur überhaupt. Alle Kulturvölker mit alleiniger Ausnahme des chinesischen sind nach Aufstieg und Blüte verfallen und untergegangen. Den letzten Stoß gab häufig ein, wie der Historiker sagt, jugendfrisches Erbovervolk. Und dieser Jugendfrische stellt man dann den Untergang einer degenerierenden, alten oder überalterten Kultur als etwas Naturnotwendiges gegenüber. Aufblühen und Fruchttragen, meint man, müsse Welken und Tod zur Folge haben. Aber das ist falsch. Eine Rasse altert nicht. Erblinien altern nicht. Nur gemordet werden kann die Rasse, ausgelilgt werden können die leistungsfähigen und günstigen Erblinien, ersetzt durch minderwertige, die sich vermehren. Hier macht sich der ungeheure Einfluß der Kultureinrichtungen auf den Erbbestand ihrer eigenen Träger lebensentscheidend geltend. Steigende Kultur bringt fast immer Zerstörung der eigentlich führenden Erbträger und ihrer Familien mit sich, in allen Kulturvölkern durch Kinderlosigkeit.

Bewußte Folgerungen aus diesen furchtbaren Erscheinungen hat bisher seit Jahren eine Anzahl weitsichtiger Forscher — nie aber eine verantwortliche Regierung —, jetzt erst die völkische Staatsidee gezogen. Erst der nationalsozialistische Staat hat ein eugenisches und rassehygienisches Programm aufgenommen und durchzuführen begonnen. Es liegt im Wesen der völkischen Staatsidee, die Einheit und Blutsverwandtschaft des gesamten Volkes zu betonen, auf sie Gesetzes- und Verwaltungsmaßregeln aufzubauen und volksfremde Elemente abzulehnen. In dieser Linie liegt ideenmäßig

und zugleich instinktiv das Streben nach Rasseinheit. Gleichgültig, ob gut oder schlecht, wenn andersartig und fremd, sind die Linien abzulehnen. Ein Volkstum mit seiner ganzen Kultur ist so geworden, wie es ward, nur auf Grund der ganz bestimmten rassennäßigen Zusammensetzung eben dieses Volkes. Nur die seiner Rassenzusammensetzung gemäßen Erblinien konnten geistig das schaffen, was eben dieses Volkstum eigenartig und einzigartig schuf. Es muß im politischen Handeln seine Schöpfung für gut und richtig, ja für die beste halten und alles ablehnen, was ihr fremde Züge verleihen könnte.

In derselben Idee liegt die bewußte Sorge für das Erhaltenbleiben und für das Gesundbleiben seines Volkstums; und da wir heute wissen, daß es unmöglich ist, die einzelne Linie erbggesund oder erbkrank zu machen, sondern daß es sich nur darum handeln kann, die Erbgesunden zu mehren und die Erbkranken zu mindern, folgt eine großzügige eugenische Bevölkerungspolitik aus der Idee des Staates selbst. Deutschland ist der erste Staat, der diese bewußt aufgenommen hat und in großem Zuge durchführen will. Das Gesetz zur Erhaltung der erbgesunden Familie ist der erste bedeutungsvolle Schritt. Der damit gegangene Weg soll erheblich weiter führen als die beinahe nur tastenden Gesetzesversuche einiger nordamerikanischer Staaten. Mussolini hat als erster Staatsmann wirklich großzügig quantitative Bevölkerungspolitik getrieben; die neue deutsche Regierung verfolgt, ohne jene zu vernachlässigen, die ungleich wichtigere qualitative, zumal uns eine quantitative in größerem Umfang für den Augenblick die wirtschaftliche Not vermehrt. Aber der rassehygienische und eugenische Gesichtspunkt muß und wird das gesamte innenpolitische Handeln geradezu leiten, die Zukunft und die zukünftige Leistungsfähigkeit unseres Volkes hängen davon ab.

Zur Idee des völkischen Staates gehört endlich auch der sozialistische Gedanke in der Form, wie ihn Adolf Hitler prägte. Aus der Tatsache der Ungleichheit der Erbanlagen, Erblinien und Familienstämme in einem Volk kommt die Idee des inneren Wertes der Führer und ihrer Bestimmung zum Führertum. Nicht nach überkommenen alten Vorurteilen, sondern nach eigenem Wert der erbgesunden deutschen Familie und ihrer Leistung wird gewertet, Adel aus Blut und Boden, wie Darré sagt. Und andererseits die echt sozialistische Anerkennung, daß jeder gesunderbige deutsche Mensch als Volksgenosse vollwertig ist, wenn er an der Stelle fürs Ganze arbeitet, an die ihn das Schicksal gestellt hat. Die Gleichheit des Blutes im Volk muß eine stärkere Stimme sprechen als alle Unterschiede in Wissen und wirtschaftlicher Stellung.

So steht der Begriff des völkischen Staates in biologischer Beleuchtung vor uns, biologisch, da er die ewigen Gesetze der Vererbung, der Auslese und Ausmerzung erkannt hat und bewußt sich in ihren Dienst stellt. Noch keine Staatsidee hat eine ernsthafteste Kritik des Biologen ausgehalten. Stets hat man „Kultur“ am höchsten gewertet, das heißt geschichtlich überkommene Einrichtungen und Geistesrichtungen, Weltanschauung und Lebensführung, welche alle man stolz als selbstgeschaffen und als Fortschritt gegen früher ansah. Das übrige Leben, das physische, Fortpflanzung, Volksvermehrung, ja sogar Auf- und Untergang ganzer Völker sah man als naturgegeben an, und an „Naturgesetzen“ zu rütteln, hielt man für unsinnig. Daß die „Kultur“, die man geschaffen, viel stärker in jedes Naturgeschehen bei Gattenwahl, Fortpflanzung, Auslese, Leben und Tod von Völkern eingriff und heute noch

eingreift, als es der verwegenste Eugeniker und Rassenhygieniker tun würde, wenn er könnte und dürfte, das hat man bis gestern völlig verkannt. Diese Unkenntnis ist heute beschämend!

Ich bin am Ende. Ich möchte nur mit ein paar Worten noch einen zagen Zweifel abweisen. Ist diese Idee des völkischen Staates nicht nur ein Wunschbild? Wenn es wahr ist, daß beim differenzierten Kulturmenschen das Gefühl für Blut und Rasse geschwunden ist, daß die bisherige Idee des Staates auf rein geistiger Basis begründet war und diese geistige Einstellung ein paar Generationen lang herrschte, ist es dann nicht vergeblich, Verschwindendes wieder hervorzuholen, verlorene Instinkte wieder wecken zu wollen? Kann man aus verfeinerter Kultur einfach auf Grund einer Staatsumwälzung sozusagen „zur Natur zurück“? Das alte Rom oder Griechenland hat den warnenden Stimmen, die auch damals ein Zurück predigten, nicht folgen können! — Ich bin überzeugt, für uns sind diese Zweifel unberechtigt. Die alten Quellen, die aus der Tiefe unseres Volkstums kommen, sind Gott sei Dank noch nicht versiegt, sie sind nur von oben her zugeschüttet, und viele einzelne haben den Weg zu ihnen verloren und spüren nichts vom letzten rinnenden Tropfen. Aber noch gibt es andere, denen die Quellen noch sprudeln. Unser ganzes Bauerntum hat noch, wie große Kinderzahlen und gesunde Ansichten von Zucht, so auch das alte Stammesgefühl und Rassebewußtsein, gehegt durch das Verwurzelte der Familien mit der heimischen Scholle. In Kindern, auch städtischen und landentwurzelten, ist jenes Gefühl ohne weiteres wieder zu wecken. Und wunderbar folgerichtig ist die Verkündung des nationalsozialistischen Programmes, daß die Lehre von Rasse und Vererbung bis in die letzte Schule getragen werden muß. Aber noch ein anderes kann hier zugunsten der Umbiegung der alten Idee in die neue herangezogen werden. Geistig Hochstehende kann man durch Gründe und Wissen belehren. Wo wir hier nicht mehr verschwundene, abgestorbene gute alte Gefühle und Instinkte aufrufen können, können wir durch Ideen beeinflussen, durch geistige Gründe überzeugen. Und hier sind wir heute ganz anders dran wie etwa im alten Rom. Die beweisbaren Tatsachen auf dem Gebiet der Erblehre, die biologischen Deutungen der Kulturuntergänge der Vergangenheit sind heute zu einem so ungeheuren Wissensgebiet ausgewachsen, daß jeder Verständige hier mit Gründen überzeugt werden kann, deren Wucht er sich unmöglich entziehen wird. Der biologische Gedanke siegt bei solchen, nicht das politische Programm, die Idee des völkischen Staates setzt sich als solche gerade auch im Bereich des reinen Wissens durch.

Und dabei hilft endlich noch eines mit, an das man in gleicher Weise anknüpfen kann, früher in der Idee des Nationalstaates wie heute in der des völkischen Staates. Wenn mancher ältere Mensch, zu denken gewohnt in den alten Geleisen, heute noch leise zifelnd und zögernd abseits steht, eines will er und ersehnt er und bringt Opfer dafür, ebenso wie es die Träger der neuen Ideen tun: Dienst an der Zukunft und am Heil unseres deutschen Volkes und Vaterlandes. Hier finden sich alle zusammen, und von hier aus werden die Zögernden, und es sind oft nicht die schlechtesten, hereingeführt in die Idee des völkischen Staates, der nichts anderes bedeutet als den Zusammenschluß und die Vereinheitlichung der alten deutschen Stämme, um sie nach dem unsäglichen Elend von Krieg und Not und Selbstzerfleischung hineinzuführen in eine neue deutsche Zukunft:

„Wir tragen in hämmerndem Herzen die Hoffnung auf Deutschland mit.“

Scharfrichter
im 16. Jahr=
hundert.

Holzschnitt zu des
Grafen zu Solms
Kriegsbeschreibung.



Deutsches Volk – deutsches Recht.

Von Dr. jur. G. K. Schmelzeisen, Amts- und Landrichter.

Mit 6 Stichen und Holzschnitten aus „Der Richter und die Rechtspflege“. (Eugen Diederichs, Verlag.)

4. Der deutsche Staat.

(Schluß.)

Der Staat ist die großartigste Genossenschaft und zugleich eines der Höchstziele deutscher Rechtsanschauung. Den deutschen Staat der Deutschen zu schaffen ist die bedeutsamste Aufgabe unserer Zeit. In dreifacher Gestalt tritt diese Aufgabe an uns heran: Der deutsche Staat soll ein Volksstaat, ein Führerstaat und ein Rechtsstaat sein.

Wenn wir den deutschen Staat als einen Volksstaat ansehen, so entspricht dies in jeder Hinsicht der deutschen Rechtsanschauung, nach der Volk und Staat notwendig zusammengehören. Der Staat ist die politische Gestalt des deutschen Volkes. In gleichem Sinne schrieb kürzlich Freisler: „Der Staat besteht nur, weil das Volk besteht, und das Volk lebt im Staate und durch den Staat. Damit das Volk leben kann,

seine Daseinsaufgabe in kraftvoller Freiheit zu erfüllen vermag, lebt es in der Erscheinungsform eines Staates.“ Sonach bilden Volk und Staat wechselseitig eine Ganzheit. Sie verhalten sich zueinander wie Inhalt und Form.

Die sogenannte Lehre von der Ganzheit (Totalität) des Staates, die auf dem vorgenannten Grundgedanken beruht, will besagen, daß der Staat immer nur von den Belangen des Volkes geleitet sein darf, insoweit aber auch das Recht hat, in jeden Lebenskreis einzugreifen. Diese Lehre ist mit der freiheitlichen Lehre von den sogenannten „Grundrechten“ nicht zu vereinbaren. Die den einzelnen Volksgenossen zukommenden Grundrechte müssen immer vor dem berechtigten Anspruch des Volksganzen weichen. Letztlich



Hinrichtung durch Fallbeil.

Holzschnitt von Lukas Cranach
(1472 bis 1553).
Kupferstichkabinett München.

wird das Verhältnis zwischen dem einzelnen und dem Staat von dem volksverbundenen Recht bestimmt. Danach darf allerdings der Staat immer nur insoweit in die Lebensfreiheit des einzelnen Staatsangehörigen eingreifen, als dies vom Gesichtspunkt des Wohlergehens des Staatsvolkes notwendig ist. „Das deutsche Reich soll als Staat alle Deutschen umschließen mit der Aufgabe, aus diesem Volke die wertvollsten Bestände an rassischen Elementen nicht nur zu sammeln und zu erhalten, sondern langsam und sicher zur beherrschenden Stellung emporzuführen.“ (Adolf Hitler: Mein Kampf II, Seite 439.)

Deutscher ist, wer deutscher Abstammung ist, wobei das Blut (Rasse) entscheidet. Dabei ist es unerheblich, ob der Betreffende auf deutschem Staatsgebiet wohnt oder der deutschen Staatsangehörigkeit unterworfen ist. Der erste Grundsatz der nationalsozialistischen Bewegung fordert Zusammenschluß aller Deutschen auf Grund des Selbstbestimmungsrechts der Völker zu einem Großdeutschland. Staatsbürger kann nur sein, wer Volksgenosse ist (Grundsatz 4 der Bewegung). Nach nationalsozialistischer Staats- und Rechtsanschauung werden Staatsangehörige, Staatsbürger und Ausländer voneinander unterschieden. Die grundsätzlich durch die Geburt erworbene deutsche Staatsangehörigkeit enthält die Verpflichtung, sich der Erziehung zum rasse- und volksbewußten Volksgenossen zu unterwerfen, sich den vom Staat vorgeschriebenen weiteren körperlichen Übungen zu unterziehen und der allgemeinen Heerpflicht zu genügen. Erst danach wird dem unbescholtenen Staatsangehörigen das Staatsbürgerrecht in feierlicher Form unter Vereidigung auf die Volksgemeinschaft und den Staat verliehen. Das deutsche Mädchen soll die Staatsangehörigkeit haben, das Staatsbürgerrecht aber erst durch die Verehelichung erwerben. Ausnahmsweise soll das Staatsbürgerrecht aber auch erwerbstätigen weiblichen Angehörigen des deutschen Staates verliehen werden können. „Der Staatsbürger ist gegenüber dem Ausländer bevorrechtigt. Er ist der Herr des Reiches.

Diese höhere Ehre verpflichtet aber auch. Der Ehr- oder Charakterlose, der gemeine Verbrecher, der Vaterlandsverräter usw. können dieser Ehre jederzeit entkleidet werden. Er wird damit wieder Staatsangehöriger.“ (Adolf Hitler: Mein Kampf II, Seite 491.)

Über die Rechte, welche den Staatsbürgern zukommen sollen, sagen die Grundsätze 6 und 7 der nationalsozialistischen Bewegung: „Das Recht, über Führung und Geseze des Staates zu bestimmen, darf nur dem Staatsbürger zustehen. Daher fordern wir, daß jedes öffentliche Amt, gleichgültig welcher Art, gleich ob im Reich, Land oder Gemeinde, nur durch Staatsbürger bekleidet werden darf. — Wir fordern, daß sich der Staat verpflichtet, in erster Linie für die Erwerbs- und Lebensmöglichkeit der Staatsbürger zu sorgen. Wenn es nicht möglich ist, die Gesamtbevölkerung des Staates zu ernähren, so sind die Angehörigen fremder Nationen (Nicht-Staatsbürger) auszuweisen.“ Nach dem 5. Grundsatz der Bewegung soll, wer nicht Staatsbürger ist, nur als Gast in Deutschland leben können und unter einer besonderen Fremden-gesetzgebung stehen. Von den Staatsbürgerrechten ist er auszuschließen. Nach Nicolai kommt zugunsten aller Volksfremden, die nach dem bisherigen Recht die Reichsangehörigkeit besitzen, die Gewährung von Minderheitsrechten in Betracht, wie sie andere Staaten bereits mehrfach eingeführt haben (Kulturautonomie für nationale Minderheiten).

Der volksstaatliche Gedanke erheischt eine einheitliche Staatsführung in Reich und Ländern. Durch das am 30. Januar 1934 vom Deutschen Reichstag beschlossene Gesez über den Neuaufbau des Reiches ist eindeutig und klar zum Ausdruck gebracht, daß fortan nur noch das Reich im Sinne einer unlöslichen inneren Einheit bestehen soll. Die Hoheitsrechte der Länder sind auf das Reich übertragen. Die Landtage sind beseitigt. Die Länder haben als selbständige Staaten zu bestehen aufgehört. Sie sind nur noch gebietliche Verwaltungsbezirke und Selbstverwaltungs-



Notar nimmt am Krankenbett ein Testament auf.

. Holzschnitt aus Petrarcas Trostspiegel, Augsburg 1539.

körper. Es gibt fürderhin nur noch einen deutschen Staat — das Reich. Dieses aber ist ein Einheitsstaat, nicht mehr wie früher ein Bundesstaat, der aus den Staaten der einzelnen Länder gebildet ist. So ist durch das Gesetz vom 30. Januar 1934 ein alter deutscher Traum in Erfüllung gegangen: Ein Volk — ein Reich!

Darüber, wie das Reich in sich gegliedert werden soll, läßt sich noch nichts Abschließendes sagen. Das gleiche gilt, soweit die Gliederung des Volkes auf der Grundlage des Berufs in Frage steht. Allerdings sind insoweit wenigstens die Grundgedanken klargestellt. Nicolai sagt: „Durch die ständische Gliederung der Volkswirtschaft soll jeder in der Wirtschaft dem Ganzen dienende Volksgenosse in das Ganze eingefügt und seine Tätigkeit so geleitet und nutzbar gemacht werden, daß Gegensätze zwischen Staat und Wirtschaft, Politik und Geschäft, Volkswohl und Wirtschaftseigennutz vermieden oder, wo sie auftreten, jedenfalls ausgeglichen werden können.“ Die berufsständische Verfassung dient sonach der Gliederung des Volkes in wirtschaftlicher Beziehung. Jeder Berufsstand wird als für das Volksganze wertvoll angesehen. Sonach besteht keine Gefahr, daß die berufsständische Gliederung dies Ganze zerreißt. Im Gegenteil wird in ihr jedem Volksgenossen die Möglichkeit gegeben, im Rahmen seines Berufsstandes nach Maßgabe seiner fachlichen Eignung und Leistungsfähigkeit seinen Standesgenossen und darüber hinaus seinem Volke zu dienen. So soll zugleich der Klassenkampf, der nur unter wurzellosen Menschen denkbar ist, überwunden werden. Die Berufsstände sollen wirksam sein als Ausgleich im Innern und als Vertretung nach außen. Der Berufsstand hat die Aufgabe, seine Angehörigen im Geist der berufsständischen Genossenschaft und des völkischen Gedankens zu erziehen. Sodann aber obliegen ihm die Arbeitsvermittlung, die Sozialversicherung, die Gewerbe-polizei und die Wirtschaftsgerechtigbarkeit über seine Angehörigen. Dabei wird sich auch zeigen, daß jede berufsständische Genossenschaft sich ein eigenes Recht schafft und nach ihm lebt, daß sie sogenannte „Autonomie“ in ihren eigenen Angelegenheiten hat, wie dies z. B. bei den mittelalterlichen Gilden und Zünften auch der Fall war. Untereinander werden die einzelnen Berufsstände eine einheitliche Wirtschaftsfüh-

rung anzustreben haben, die den Anforderungen einer wirklichen Volkswirtschaft entspricht. Im Reichswirtschaftsrat als oberstem berufsständischen Organ laufen alle Fäden der einzelnen Berufsstände zusammen. Von hier aus kann dann eine dem Gesamtwohl zugute kommende Beeinflussung der Wirtschaftsgesetzgebung stattfinden. Grundpfeiler der berufsständischen Verfassung ist der Führergedanke. Dem Führer stehen sachverständige Fachgemeinschaften beratend zur Seite. Sie sind nicht Abstimmungs-, sondern Arbeitsgemeinschaften, in welche die fähigsten Köpfe gehören. Jedes Amt innerhalb der berufsständischen Verfassung soll ein Ehrenamt sein und nicht besoldet werden. Damit wird die Gefahr eigennütziger Amtsführung schon teilweise ausgeschaltet. Der Staat steht über den Ständen und hat die Oberaufsicht über das gesamte berufsständische Wesen. Versagen die Berufsstände, so muß der Staat ergänzend eingreifen. Daher muß er das Recht haben, untaugliche Amtsinhaber abzusetzen und notfalls, wenn der Berufsstand versagt, seinerseits die erforderlichen Maßnahmen zu ergreifen.

Der Führergedanke beherrscht auch die staatliche Verfassung. Der deutsche Staat soll ein Führerstaat sein. Dies ist der Grundgedanke der Lehre von der autoritären Staatsführung. Adolf Hitler sagt in seinem Buch „Mein Kampf“ (II, Seite 499ff.): „Das aber hat die völkische Weltanschauung von der marxistischen grundsätzlich zu unterscheiden, daß sie nicht nur den Wert der Rasse, sondern damit auch die Bedeutung der Person erkennt und mithin zu den Grundpfeilern ihres ganzen Gebäudes bestimmt. Das sind die tragenden Faktoren ihrer Weltanschauung.“ Die Wertschätzung der Persönlichkeit hat nichts gemein mit der Lehre des Individualismus. Diese wertet grundsätzlich alle Menschen gleich und mißachtet gerade dadurch die dem einzelnen zukommenden persönlichen Werte. Der Nationalsozialismus weiß, daß die Menschen ungleich sind, und nimmt daher auf die wirklichen Werte der Persönlichkeit mit besten Gründen Bedacht. Damit berührt sich der Gedanke des sogenannten „Leistungsprinzips“. Die Bedeutung und der Wert des Einzelmenschen sollen sich danach bemessen, welche Bedeutung und welchen Wert seine Leistung für das Volksganze hat. Daher soll auch für die Verleihung des Führeramts im



Gerichtsbote
zu Straßburg 1630.

Kupferstich.
Münchberg, Germanisches Museum.

Staat wie in allen genossenschaftlichen Verbänden einzig und allein die Leistungsfähigkeit maßgebend sein. „Die beste Staatsverfassung und Staatsform ist diejenige, die mit natürlichster Sicherheit die besten Köpfe der Volksgemeinschaft zu führender Bedeutung und zu leitendem Einfluß bringt.“ (Adolf Hitler: Mein Kampf II, Seite 300.) Für eine durch Mehrheitsbeschlüsse entscheidende Volksvertretung ist im Führerstaat kein Raum. Dementsprechend hat die Reichsregierung durch das Gesetz vom 24. März 1933 die Befugnis zum Erlass von einfachen und verfassungsändernden Reichsgesetzen erhalten. Dagegen soll eine Vertretung des Volkes durch seine fähigsten Angehörigen auf dem Wege eines den Führer beratenden Rates (Senat) stattfinden. Hierzu bemerkt der Staatsrechtler Carl Schmitt: „Zu dem neuen, für den nationalsozialistischen Staat artbestimmenden Führergedanken gehört als natürliche Ergänzung die Einrichtung eines Führerrates. Dieser steht dem Führer mit Rat, Anregung und Gutachten zur Seite; er unterstützt und fördert ihn, hält ihn mit der Gefolgschaft und dem Volk in lebendiger Verbindung, aber er kann dem Führer keine Verantwortung abnehmen. Er ist weder eine Organisation des Mißtrauens, der Kontrolle und der Verantwortungsverchiebung, noch soll er einen innerlichen Dualismus (Volksvertretung gegen Regierung, Gemeindevertretung gegen Gemeindevorstand) oder gar Pluralismus darstellen und zum Ausdruck bringen. Daher darf der Führerrat nicht von außen oder unten her gewählt, sondern er muß vom Führer ausgewählt werden, und zwar nach bestimmten Auswahlgrundsätzen, die vor allem den Zusammenhang mit der staat- und volkstragenden Parteiorganisation im Auge behalten. Dadurch wird auch eine weitgehende Berücksichtigung der besonderen lokalen und regionalen, wie auch der fachlichen und ständischen Verhältnisse und Notwendigkeiten möglich. Führer und Führerrat sind ebenso einfache wie in ihrer konkreten Anwendung auf die verschiedensten Lebensgebiete elastische Gestaltungsarten.“

Die vom Führer bestellten Unterführer sind diesem für ihre Geschäftsführung verantwortlich. Umgekehrt muß jeder Führer vom Vertrauen des ihm anvertrauten Volkes getragen sein. Volk und Führer sind in wechselseitiger Treue ver-

bunden, wie dies bereits im germanischen Recht anerkannt war. Der Feststellung, ob Führer und Volk übereinstimmen, dient das Reichsgesetz über Volksabstimmung vom 14. Juli 1933. Danach kann die Reichsregierung das Volk befragen, ob es einer von ihr beabsichtigten Maßnahme zustimmt oder nicht. Eine solche Volksbefragung hat am 12. November 1933 anlässlich des Austritts Deutschlands aus dem Völkerbund stattgefunden. Sie hat mit einer auch für das Ausland eindrucksvollen Mehrheit ergeben, wie das deutsche Volk hinter seinem Führer steht. So schließt der Führerstaat den Volkstaat in sich. „Auf der unbedingten Artgleichheit zwischen Führer und Gefolgschaft beruht sowohl der fortwährende untrügliche Kontakt zwischen beiden wie ihre gegenseitige Treue. Nur die Artgleichheit kann es verhindern, daß die Macht des Führers Tyrannei und Willkür wird; nur sie begründet den Unterschied von jeder noch so intelligenten oder noch so vorteilhaften Herrschaft eines fremdgearteten Willens.“ (Schmitt.)

Schließlich ist der deutsche Staat ein Rechtsstaat. „Römischer Auffassung nach war das Recht ein Machtpruch der staatlichen Obrigkeit. Ganz anders unsere germanisch-mittelalterliche Auffassung. Ihr ist das Gesetz nicht Machtpruch, sondern ein Weistum, in dem das von weisen Männern gefundene Recht gewiesen und verlautbart wird, so daß es allen Volksgenossen offenkundig ist. Der Staat ist nicht der Herr des Rechts, sondern der Diener seiner Verwirklichung.“ (Schmelzeisen: Vom deutschen Recht und seiner Wirklichkeit, „Das Werk“ 1933, Seite 54ff.) Das Recht waltet über allen das Volk und die Volksgenossen, den Staat und seine Angehörigen berührenden Verhältnissen. Es ist das eigentliche Lebensgesetz der deutschen Genossenschaft. Im Gesetz offenbart sich das Recht, das sich im geistig-kulturellen Leben des Volkes bildet. Gesetze sind notwendig, weil nicht jeder Volksgenosse in unserer vielgestaltigen Gegenwart den rechtlichen Grundgedanken selbständig weiterdenken kann. Auch dem Manne des Rechts sind die Gesetze ein notwendiges Hilfsmittel der Rechtskenntnis.

Eine andere Art der Rechtsoffenbarung sind die Gewohnheiten und Rechtsgebräuche des Volkes, das sogenannte „Gewohnheitsrecht“, das dem Rechtserlebnis des Volkes

Richter und Zeugen.

Holzschnitt aus:
Bambergische
Halsgerichtsordnung.
Mainz 1508.



entspringt. Es herrscht in den Frühzeiten der Rechtskultur vor. Später wird es durch die meist schriftlich niedergelegten Anordnungen des Gesetzgebers immer stärker zurückgedrängt. In unserer jüngsten Rechtsentwicklung war es dahin gekommen, daß man das Recht fast nur noch in den staatlichen Gesetzen suchte (Positivismus), dagegen das Gewohnheitsrecht aus dem Auge verlor. Aber es steht zu erwarten, daß eine nationalsozialistische Rechtskultur die hervorragende Bedeutung des Gewohnheitsrechts wieder mehr würdigen wird. Dem inneren Wesen nach stehen Gesetzes- und Gewohnheitsrecht nicht im Gegensatz. Beide sind nur Ausdrucksformen des aus dem völkischen Geist fließenden Rechts. Nur in äußerlicher Beziehung besteht ein Gegensatz insofern, als Gesetz die Rechtsverlautbarung von oben her durch den Gesetzgeber als den Führer des Volkes erfolgt, dagegen im Gewohnheitsrecht von unten her durch das Volk selbst. So haftet dem Gesetzesrecht ein herrschaftlicher, dem Gewohnheitsrecht ein gemeinschaftsbetonter Zug an. Aber dieser Gegensatz darf nicht ausschlaggebend und wesenhaft sein. In Wirklichkeit müssen sich beide Rechtsverlautbarungen, Gesetz und Gewohnheit, gegenseitig ergänzen zum Wohle des Ganzen, so wie sich Führer und Volksgemeinschaft einander nicht feindlich gegenüberstehen, sondern miteinander die Ganzheit des Volkes wirken sollen.

Der Gesetzgeber hat das Recht zu erforschen und das, was er als lebendiges Recht des Volkes gefunden hat, im Gesetz als Recht festzustellen. Keinesfalls dürfen die Gesetze — wie z. B. zur Zeit des Parlamentarismus — dem Eigennutz einzelner oder dem Wohle der staatlichen Machthaber dienen. Sie dürfen immer nur das aussprechen, was wirkliches Recht ist, das heißt dem Denken und dem Lebenszweck des deutschen Volkes entspricht.

Bei der Anwendung des Gesetzes kommt es weder auf dessen äußeren Wortlaut an noch auf seine einzelnen Begriffe

und ihre verstandesmäßige Verknüpfung, sondern lediglich auf Sinn und Zweck des Gesetzes. „Keine Schreibjustiz, keine systemlogische Jurisprudenz zu treiben gilt es, sondern die richtige lebensvolle Entscheidung nach gründlicher Prüfung aller Umstände des Falles zu treffen.“ (Freiherr v. Steinacker.)

Wenige Gesetze genügen. Sie müssen aber das Recht einfach und klar künden. Die hohe Aufgabe der Männer des Rechts ist es, das im Gesetz zum Ausdruck gekommene Volksrecht weiter zu entwickeln, indem sie es bis zu dem zu entscheidenden Fall „durchdenken“. Sehr richtig sagte der preussische Justizminister Krrl: „Wir müssen hinweg von der Ueberfülle der Schablonen, der Gesetzmacherei, die jeden einzelnen Fall dem Richter mundgerecht machen will, damit er nicht ein königliches Amt ausübt, sondern nur eine Technik ausführt.“

Der Richter ist wie der Gesetzgeber ein Diener des Rechts. Er soll die dem Recht nicht mehr gemäßen Verhältnisse der Rechtsgenossen untereinander bzw. zum Volksganzen entsprechend dem Recht richten, ihnen also die Richtung des Rechts geben: er soll das, was dem Rechte nach nicht gerade ist, ausrichten. In dieser Weise kommt dem Richter eine Führerstellung zu, die er nur als starke, verantwortungsbewußte Persönlichkeit auszufüllen vermag. Frauen sind hierzu nicht geeignet. Sie sind zu sehr gefühlsbetont. Zum Richten bedarf es aber nicht nur des Gemüts, sondern auch des Verstandes und des Willens.

Gesetz und Gewohnheit sind Hilfsmittel der Rechtsprechung. Sie sollen dem Richter wie jedem Volksgenossen das Recht vermitteln. Daher darf der Richterspruch nicht gegen Gesetz und Gewohnheit verstoßen, es sei denn, daß sie selbst dem Recht zuwider wären. Denn maßgebend ist und bleibt schließlich immer das Recht.

Gesetz und Gewohnheit können Lücken haben. Sie müssen



Kaiserlich=
Päpstliches Recht.
Titel, Leipzig 1517.

im Sinne der dem deutschen Volksgeist entsprechenden Grundgedanken, die übrigens im Gesetz und in der Gewohnheit zum Ausdruck kommen müssen, ausgefüllt werden. In dieser Beziehung vermag die Wissenschaft eine ihr eigene Aufgabe zu erfüllen, indem sie der Rechtsprechung vorarbeitet. Letztlich ist immer davon auszugehen, daß das deutsche Recht unter keinen Umständen eine Schädigung des deutschen Volkes und seiner Lebensbedingung duldet, daß füglich auch Gemeinnutz vor Eigennutz geht. Beachtlich ist, was das Preussische Gesetz über das Erbhofrecht vom 15. Mai 1933 in § 63 als Auslegungsregel gegeben hat: Entstehen bei Anwendung dieses Gesetzes Zweifel, so hat der Richter so zu entscheiden, wie es den Grundgedanken und dem Zweck des Gesetzes entspricht. Ist eine Frage zu entscheiden, die in diesem Gesetz nicht besonders geregelt ist, so hat der Richter unter Berücksichtigung des Gesetzeszweckes so zu entscheiden, wie wenn er im Rahmen zwingenden Reichsrechts als ordentlicher und gewissenhafter Gesetzgeber den Fall selbst zu regeln hätte.

Es gibt Fälle, in denen es am besten wäre, wenn der Richter aus eigener Machtvollkommenheit die Rechtsverhältnisse der Parteien ganz neu gestalten könnte. In mäßigen Grenzen ist ein solches „richterliches Gestaltungsrecht“ bereits unter dem Druck der Kriegswirtschaft Wirklichkeit geworden. Nach § 134 BGB. ist ein Rechtsgeschäft, das gegen ein gesetzliches Verbot verstößt, nichtig. Hiernach hätten Kaufverträge, bei denen die gesetzlichen Höchstpreise überschritten worden waren, als nicht behandelt und demnach rückgängig gemacht werden müssen. Aber damit wäre dem Käufer, dem es doch bei der allgemeinen Warenknappheit in erster Linie auf den Kaufgegenstand ankam, nicht gedient gewesen. So nahm man an, daß der Richter in diesem Falle den Vertrag nicht als ungültig behandeln dürfe, sondern das Recht habe, den Kaufpreis auf den Höchstpreis festzusetzen, den Vertrag selbst aber aufrechtzuerhalten. Es wäre zu erwägen, ob ein solches richterliches Gestaltungsrecht nicht in größerem Umfang einzuführen wäre. Manchmal sind die Verhältnisse zwischen zwei Streitenden so verwickelt und unklar, daß nur eine völlige Neugestaltung wirklich helfen kann.

Die Laienrichter (Schöffen, Geschworene, Handelsrichter und dergleichen), die seit dem 19. Jahrhundert aus Mißtrauen gegen das Berufsrichtertum (Angst vor sogenannten „Klassenjustiz“) in die Gerichte gesetzt wurden, können die Rechtsprechung sehr günstig beeinflussen. Sie vermögen insbesondere die Rechtsprechung volksgeistig zu durchdringen. Erforderlich ist allerdings, daß sie nicht nach zufälligen Gesichtspunkten aus Listen ausgewählt werden,

sondern nach Maßgabe ihrer Persönlichkeit, insbesondere ihres Weitblicks und ihrer Volkverbundenheit. Auch muß das Mißtrauen zwischen Berufs- und Laienrichtern beseitigt werden, das zumal im nationalsozialistischen Staate keine Berechtigung hat, weil hier jeder Volksgenosse bestrebt sein muß, mit dem Ziel auf das Beste der völkischen Gesamtheit seine Pflicht zu tun. Überhaupt muß alles darangesetzt werden, das Vertrauensverhältnis zwischen Volk und Gerichtsbarkeit zu stärken, worin die allgemeine Rechtsbelehrung auch viel helfen kann.

Jeder Richter muß Unabhängigkeit genießen. Er muß frei sein von jeder Beeinflussung durch die Staatsgewalt. Er darf nur dem Recht, dem Gesetz und seinem Gewissen unterworfen sein. Die richterliche Unabhängigkeit wurde bereits im germanischen und mittelalterlichen Recht beobachtet, indes im Landesfürstenstaat sehr beeinträchtigt. Friedrich der Große hat sich nicht gescheut, wenn es ihm angezeigt schien, in die Rechtspflege einzugreifen und selbst hohe Richter, deren Urteil er mißbilligte, zu entlassen. In der Französischen Revolution wurde der Gedanke der richterlichen Unabhängigkeit aus dem Gesichtspunkt der Freiheitslehre anerkannt und in den Grundgesetzen des Verfassungsstaates des 19. Jahrhunderts seitdem niedergelegt. So sagen z. B. § 1 des Deutschen Gerichtsverfassungsgesetzes von 1879 und Artikel 102 der Weimarer Reichsverfassung, der Richter sei unabhängig und nur dem Gesetz unterworfen.

Der Gedanke der richterlichen Unabhängigkeit hängt mit dem Gedanken des Rechtsstaates eng zusammen. Beide Gedanken sind urdeutsch. Daher entsprechen sie auch beide dem deutschen Rechtsdenken, und es ist weiterhin ganz folgerichtig, wenn sich auch die nationalsozialistische Rechtsanschauung ebenso sehr für die richterliche Unabhängigkeit wie für den deutschen Rechtsstaat einsetzt. Adolf Hitler hat sich in seiner großen Rede vom 23. März 1933 ausdrücklich zur Unabhängigkeit und Unabsetzbarkeit der deutschen Richter bekannt. Bei der Eröffnung des Leipziger Juristentages am 1. Oktober 1933 sagte der Reichsjustizkommissar Dr. Frank: „Der Nationalsozialismus Adolf Hitlers ist stark genug, um unabhängige Richter ertragen zu können; und wehe dem Staat, der unabhängige Richter fürchtet. Die Reichsregierung und die Justizminister der einzelnen Länder haben mich beauftragt, Ihnen zu versichern, daß Ihre richterliche Unabhängigkeit unangetastet bleibt ... Das Recht ist nicht der Diener der Politik, sondern die Politik muß zum Sicherheitsgaranten des Rechts gemacht werden.“



Der Hafen
von Portland.

Im Vordergrund
amerikanisches Kriegsschiff
mit charakteristischem
Geschützturm.

Lichtbild: D. E. Hoppe.

Werkstudent im wilden Westen.

Aus dem Tagebuch eines jungen Deutschen.

Von Ernst Stolper.

IV. Portland und Reed College.

Copyright by Paul List, Verlag, Leipzig.

Ich plaudere mit Alice.

Ich kam aus den winterlichen Wäldern des einsamen kanadischen Felsengebirges. Der Kolumbiafluß, dessen Lauf die Eisenbahn folgt, und der in enger Schlucht mit reißenden Stromschnellen durch das Kaskadengebirge bricht, führte gurgelndes grünes Wasser mit mächtigen Eisschollen. Als ich an die Küste hinab kam, war ich fast ein halbes Jahr im wilden Westen gewesen. Endlich war ich wieder in einer Stadt im europäischen Sinne, wo die Menschen gebügelte Anzüge statt Lederblusen trugen, anständig mit Messer und Gabel aßen und den Eindruck machten, als ob man hier unter

seinesgleichen sei. Dazu war diese Stadt eine der schönsten in den Staaten: Portland im Staate Oregon, die Rosenstadt.

Hinter mir lag der rauhe Nordwesten, der grimme Winter. Hinter mir lag die große Fahrt von Küste zu Küste, vor mir Portland, die Seefahrt, der Frühling und der warme Süden, wo man vom Sonnenschein lebt und von Apfelsinen.

Portland ist eine Handelsstadt, und seine Industrie versorgt das weite, dünn besiedelte und noch wenig erschlossene Hinterland. Sein Hafen im breiten Unterlauf des Kolumbia ist für die großen Dzeandampfer nicht zugänglich, die, soweit sie überhaupt hierherkommen, in Astoria, dem Cuthaven

Portlands, anlegen. Holz ist Portlands wesentlichster Handelsartikel, das Holz der weiten Waldbezirke, das zum großen Teil den Kolumbia herabgeflößt wird. Ein dichter Kranz von Sägemühlen umgibt die Stadt.

Ich suche mir zuerst eine Höhle von Hotel, wo ich für wenig Geld mein Haupt zum Schlummer niederlegen kann. Dann wusch und putzt der dienstfertige Chinese an meinen Schuhen herum und staucht die gute Hose zurecht. Hemd schmutzig? Gibt es ein neues! Es ist ja nicht wie bei armen Leuten! Und dann der gute neue Schlips! Da lacht das Herz. Nochmal an der Bügelfalte herumgezupft, und fertig ist der Gentleman. Keinen Mantel? — Muß die Sonne eben scheinen. Keinen Hut? — Das ist Mode. Aber sonst ist alles da: ein siegesgewisser Optimismus, eine Lebensfreude, die mir nur so aus den Augen springt, und herrliche Pläne.

Lässig schlendere ich durch die Straßen und lasse als glücklicher Genießer dies lang nicht gesehene Bild vor mir dahingleiten: Geschäftsstraßen mit eleganten Läden, Alleen mit Bäumen, Straßenbahnen, seidene Beine, Pelzmäntel — meiner kommt doch im Gepäck nach! —, Lichtreklame, Markthalle, Buchläden, Hotels, wo die Reisenden behaglich mit einer großen Havanna im Mundwinkel in der offenen Vorhalle im Sonnenschein sitzen. Am schönsten ist es jedoch auf einer der Brücken über den Willamette. Hier liegt ein Getreidedampfer, da raucht eine Sägemühle, dort arbeiten Kräne und Bagger, und da hinten schauen die Geschäftshäuser herüber, Portlands stolze Wolkenkratzer. Der Willamette hat kein Treibeis wie der Kolumbia, der es aus Kanada bringt. Es ist warm und köstlich milde, frühlingshaft strahlt die Sonne vom blauen Himmel. Der Schnee ist schwer und naß vom Tauen, und wo er weggeschmolzen ist, lugen schon allerlei Knospen schüchtern hervor. Es ist Anfang Februar.

Ich hatte eine Empfehlung an den Präsidenten des Reed College. Dort würde ich Menschen treffen, die sich nicht darüber unterhalten würden, ob sie 3,75 oder 3,85 Dollar verdienen, die noch nicht einmal die Eigenschaften der Zirkathoden zu ihrem Lebensproblem gemacht hatten, Menschen mit Interessen, mit Zeit, mit Muße, mit Gedanken — herrlich!

So wandere ich zum Reed College hinaus, der wunderschön am Berghang gelegenen kleinen Universität. Das ist die Luft, nach der ich mich gesehnt habe: Schönheit, Kultur, Muße, Anmut. Aus klarem blauem Himmel lacht die Sonne herab. Der Schnee ist verharscht und liebäugelt kokett mit ihr. Der Campus, das parkartige Gelände, das die Universitätsgebäude umgibt, liegt an dem Hang, der sich zum Willamette hinunterzieht. Ringsum stehen Baumgruppen, zwischen denen sich die Villen des Mittelstandes verlieren. Die Collegegebäude, in schlichtem, gediegenem Stil erbaut, sind als Gruppe auf den Campus gesetzt, nagelneu, gepflegt und wohlhabend: Sinnbild des neuen Amerika, das sich sehnt, aus Wohlstand eine neue Schönheit zu schaffen. Über den Campus wandern plaudernde, diskutierende Studenten und Studentinnen in ihren bunten Collegejweatern, die Jungen feck und verwahrloht, die Mädchen entzückend angezogen, das Ganze ein so einheitliches, buntes, sorgloses Bild, wie ich es lange nicht mehr gesehen hatte. Die ganze Atmosphäre schien von Fröhlichkeit und der inneren Harmonie beschwingt, die nur die Beschäftigung mit Büchern, Kunst und edler Wissenschaft geben kann, und die ich bei den Proletariern mit Hacke und Schippe oder im Laboratorium, mit denen mich das letzte halbe Jahr zusammengebracht, so sehr vermisse hatte.

Diese Umgebung nahm mich ganz gefangen, kam sie doch meiner Sehnsucht nach Menschen, nach geistig Gleichstehenden entgegen. Jedenfalls war ich so in der Stimmung für romantische Abenteuer, als mir Alice über den Weg lief. Mit irgendeiner gleichgültigen Frage leitete ich ein Gespräch ein, nur um an dieser glücklichen Welt teilzuhaben. Nun erlebte ich mit Alice zwar kein romantisches Abenteuer, sondern wir

hatten nur eine harmlose Plauderei über ihr College, über ihre Pläne, Musik zu studieren, über Studentenleben im besonderen und dies schöne Leben im allgemeinen. Sie zeigte mir das ganze College: Hörsäle, Labors, die Bibliothek, Wohnräume, Sportplätze. Und mittlerweile hatte sie mir geschworen, mich in Deutschland zu besuchen, denn ihr Traum sei, in Deutschland zu studieren. Ob sie nun wirklich solch morgenschöne Blume war — jedenfalls war ich schüchtern verliebt in diese fernen, etwas verträumten braunen Augen, in diese leise, suchende Stimme, in die schlanke Figur auf dem lichtflutenden Schnee. Der Himmel hing voller Geigen, und die Geigen hatten alle ein Gesicht, und das sah gerade so aus wie Alice.

Natürlich hatte ich den Präsidenten schon halb vergessen, als die Sonne am Untergehen war und wir uns trennten. Ich sagte mich nach dem Abschiedschmerz, zupfte den guten neuen Schlips zurecht und meldete mich an, wartete im würdigen Amtszimmer und stürzte mich dann in die unvermeidlichen Einleitungssphrasen. Doch nahm die Unterhaltung schnell einen herzlichen Ton an. Ich wurde einigen Professoren vorgestellt, erhielt allerlei Einladungen und verlebte die nächsten Tage sehr angeregt in dieser gastfreien, feingeistigen Atmosphäre. Die Gespräche liefen immer wieder auf die College-Erziehung hinaus, und hier wurde mir so recht der verschiedene Standpunkt des Deutschen und des Amerikaners diesen Fragen gegenüber klar. Nachdem ich sechzehn amerikanische Universitäten bei längeren oder kürzeren Besuchen kennengelernt habe, möchte ich hier zusammenfassend einiges darüber sagen.

Freie Bahn dem Leistungswilligen!

„Give a chance to everybody!“ ist das amerikanische Schlagwort. Wir fordern: „Freie Bahn dem Tüchtigen“, der Amerikaner dagegen: „Macht aus jedem etwas!“ Professor D., ein typischer Vertreter der amerikanischen Erziehungsmethode, erläuterte mir diese Einstellung näher. Nach seiner Theorie ist jedermann mit gleichen Gaben geboren, und die geistige Entwicklung aller sollte demgemäß ganz gleichmäßig gefördert werden. Wenn ein Historiker für Europa sagte: „Ein Volk ist das wert, was seine großen Männer wert sind“, so sagt der Amerikaner dieser demokratischen Einstellung: „Ein Volk ist das wert, was die breite Masse dieses Volkes wert ist!“ Amerika mißt sich nicht nach den Rockefeller, Roosevelt, Ford, Washington oder Lincoln, sondern nach den Autos, den Badewannen, der höheren Schulbildung, der Sachausbildung, dem Feierabend des breiten Volkes. Nach dieser Theorie soll man die breite Masse fördern, denn die ganz Großen und Tüchtigen werden schon allein vorankommen.

Die amerikanische Erziehung zerfällt in Volksschule, High School (höhere Schule) und College mit dem Graduate Annex der großen Universitäten für die kleine Auswahl der besonders Begabten und Ehrgeizigen, die es bis zum Master- oder Dokortitel bringen wollen. Das demokratische Ideal ist, außer der Volksschule — die Pflicht für jeden ist — und der höheren Schule auch das College für jedermann zugänglich zu machen. Vor dem College soll keinerlei Auslese stattfinden. Weder mangelnde Begabung noch finanzielle oder soziale Gründe sollen den Besuch eines College hindern. Jeder Amerikaner soll akademische Bildung erhalten können, und unendliche Massen werden eine solche Bildung wünschen und tun es heute bereits.

Meine Frage war, was aus all diesen studierten Leuten werden soll, da doch schon heute ein Stehfragenproletariat in USA. vorhanden ist. — Ja, sie sollen dann nach beendetem Studium eine Zeitlang mit Schaufel und Pickel arbeiten, und da werden die Tüchtigen schon aufsteigen, die übrigen sollen

weiterhin die niedrige Arbeit tun, die sie ohne höhere Bildung ja auch getan hätten. Mr. D. ist der Auffassung, daß der erstrebte Sechstundentag, die Fünftageswoche auch subalterne Arbeit für studierte Leute erträglich macht; das bedeutet: sechs Stunden Maschine für den Lebensunterhalt und danach „Entfaltung der Persönlichkeit“.

Eine solche Einstellung zur Bildung und zum Führertum ist nur in einem Lande möglich, dessen Führer zum großen Teil selbst diesen Weg gegangen sind; wobei es entschieden für einen solchen Weg spricht, daß diese Führer trotz solch harter Lehre und wechselvoller Jugend diese Methode doch als die beste anerkennen und noch weiter ausbauen wollen. Mr. D., wohl die bedeutendste Persönlichkeit in Reed College, war ihn auch gegangen, und er erzählte nachher ausführlich und mit stolzer Genugtuung aus seinem Leben:

Vom Holzfäller zum Universitätsprofessor.

Er war der dritte Sohn eines Arbeiters, und auch er hatte als Arbeiter angefangen, hatte Holz gefällt, Gräben ausgehoben, Ziegel gemauert und in Fabriken gearbeitet. Aber für ihn war das nicht ein interessantes Zwischenspiel wie für mich oder eine Praktikantenzeit mit absehbarem Ende, sondern es war der materielle Kampf, seinen Ehrgeiz durchzusetzen. Das Bewundernswerte daran ist nicht, daß D., der heute ein bedeutender Forscher ist, in seiner Jugend als Arbeiter Geld verdiente, sondern daß er, ein Proletarier aus Proletarierkreisen, sich auf das hochgesteckte Ziel konzentrierte, dem zuliebe er arbeitete und dem zuliebe er auf vieles verzichtete, womit seine Ständesgenossen ihre Jugend genießen. Das „Land der unbegrenzten Möglichkeiten“ erleichtert zwar die Erreichung eines solchen Zieles, aber keineswegs das Zusammenfassen aller Kräfte hierfür. Wie weit mag dieser Arbeiterjunge wohl damals geahnt und zielbewußt darauf hingearbeitet haben, daß er heute zu den bekanntesten Forschern seines Faches in USA. zählt?

Amerikanisches Werkstudententum.

Das demokratische Erziehungsideal, das dem Wesen der akademischen Bildung zugrunde liegt, bringt es mit sich, daß gut drei Viertel der amerikanischen Studenten sich während des Studiums selbst erhalten, nach der allgemeinen Auffassung, daß die Jugend nach Entlassung aus der Schule auf sich selbst angewiesen sei. Dies wird durch praktische Arbeit ermöglicht, die dem Ingenieurstudenten außerordentlich zugute kommt. Ihm ist keine bestimmte Zeit für seine Praxis vorgeschrieben, aber der Durchschnittstudent der technischen Berufe hat zwei Jahre und mehr Praxis. Diese wird nicht durch Hochschulbehörde, Oberbergamt und so weiter beeinflusst, sondern völlig dem Belieben des einzelnen und den Verhältnissen des Arbeitsmarktes überlassen. Das mag den Nachteil haben, daß manche Zeit unnütz mit Arbeit verthan wird, die den Studenten beruflich wenig fördert; aber der Vorteil überwiegt meines Erachtens, denn der Student steht damit schon während des Studiums im „praktischen Leben“. Er muß sich um Anstellung bewerben, er sieht, daß er gekündigt wird, wenn er nichts taugt und so weiter. Und nachher entfällt der für unsere deutschen Studenten meist recht krasse Wechsel vom friedlichen akademischen Studium zur rauen Welt des praktischen Lebens, in dem so viele versagen, trotz vorzüglicher theoretischer Kenntnisse. Beim amerikanischen Studenten zeigt sich ein solches Versagen schon viel früher, weil er während des ganzen Studiums schon sozusagen mit einem Fuß in der Praxis steht; so wird gegebenenfalls seine berufliche Ausbildung schon frühzeitig in andere Bahnen gelenkt.

Während bei uns der „Praktikant“, der „Bergbaube-

flissene“ und so weiter mit Handschuhen angefaßt wird, ist der amerikanische Werkstudent wirklich Kumpel, Arbeiter, Proletarier. Er unterscheidet sich während seiner Praxis durch nichts von den anderen Arbeitern. Er kommt dabei oft ziemlich herunter und verliert seine ganze Studentenvürde, weil er mit den Arbeitern wohnt, ist, seinen Feierabend verbringt, so gut wie er mit ihnen arbeitet. Bei uns geht er morgens im blauen Kittel an den Schraubstock und arbeitet angeblich mit im Afford, nachmittags ist er ein feiner Herr und fühlt sich im Abendanzug beim Herrn Direktor wieder als „gebildeter Mensch“.

Das amerikanische Werkstudententum ist ein Symbol für die Demokratie jenes Landes, das unsere krassen Ständesunterschiede nicht kennt, und gleichzeitig das beste Mittel, diese Form der Demokratie zu erhalten. Der leitende Ingenieur steht nie in seinem Leben dem Arbeiter so fremd und ahnungslos oder großspurig gegenüber, wie das bei uns leider allzuoft der Fall ist. Die kollegiale, herzliche Art des Verhältnisses zwischen Chef und Arbeiter fällt jedem europäischen Besucher industrieller Unternehmen auf und ist einer der großen Anreize für die Auswanderung. Der kleine Mann in Amerika ist nicht mehr als bei uns, er bringt es im allgemeinen auch nicht zu mehr, aber er fühlt sich mehr als bei uns. Er hat mitzureden, er wird angehört, er kommt sich nicht bloß als Nummer vor.

Der amerikanische Student bringt aus seiner Praxis ein lebhaftes Interesse mit in den Hörsaal. Er will vom Katheder aus Dinge erklärt wissen, die er draußen sah, und er sucht in der Praxis eine Tätigkeit zu finden, die seine Arbeiten im Laboratorium des College ergänzt und vertieft. Der Unterricht trägt dem Rechnung, indem er ein viel größeres Gewicht auf die praktische Ausbeute wissenschaftlicher Arbeit legt. Das Laboratorium steht sehr viel mehr im Mittelpunkt des Unterrichts als bei uns, reine Vorlesungen gibt es überhaupt nicht. Jede gibt dauernd die Möglichkeit zur Diskussion und fördert dadurch die intensive Mitarbeit der Hörer, es ist beinahe schon ein „Seminar“. Bei der durchweg viel größeren Anzahl von Lehrkräften an amerikanischen Hochschulen besteht zwischen dem Dozenten und den Studierenden ein viel engerer Konnex als in Deutschland. Während bei uns durchschnittlich etwa dreißig Studenten auf einen Dozenten kommen, sind es in USA. nur zwölf. Das Verhältnis zwischen Lehrendem und Lernenden ist geradezu kameradschaftlich; das wird auch durch den seminarartigen Charakter der Vorlesungen gefördert, in denen der Dozent sozusagen nur Vorsitzender einer Arbeitsgemeinschaft ist. Er kümmert sich um die Studenten persönlich, ermahnt, beaufsichtigt, kennt ihre Schwächen, setzt Nachhilfestunden und besondere Übungen für Zurückgebliebene an.

Der Abschluß des vierjährigen Undergraduate-Kurses berechtigt zum Titel des Bachelor of Science. Dies ist der Leistung nach etwas mehr als das Vorexamen unserer technischen Hochschulen. Etwa 90 % der amerikanischen Studierenden gehen nur mit dem Bachelor-Titel in die Praxis, also mit etwas mehr technischen Kenntnissen, als wir nach dem Vorexamen haben. Nur etwa 10 % verlassen die Hochschule mit dem Bildungsgrad unserer Ingenieure. Der Durchschnittsabsolvent des vierjährigen College-Kurses entspricht seiner sozialen Stellung und der Selbstständigkeit seines Postens nach nicht unserem akademisch gebildeten Ingenieur. Vielmehr nimmt er Stellen ein, die bei uns mit Absolventen der verschiedenen Fachschulen besetzt werden. Die Hochschulen in USA. stehen auf sehr verschiedenem Niveau. Einige sind nicht viel mehr als Fachschulen, andere sind glänzende wissenschaftliche Institute. Das erklärt sich aus ihrer verschiedenen Entstehung: einige sind staatliche Gründungen, andere städtisch, noch andere sind private Stiftungen reicher Amerikaner.

Das Studium der technischen Fächer ist in USA. zu über 90% rein mechanisches Pauken. Denn der durchschnittliche Teilnehmer des Undergraduate-Kurses wird nicht Forscher, sondern er braucht nur einige wissenschaftliche Grundlagen, die er durch Übung bis zum Stumpfsinn restlos beherrschen lernt. Deshalb wird in diesen Kursen straffe Aufsicht geführt. Außer teilweisem Vorlesungszwang werden regelmäßige Ausarbeitungen verlangt, die zensiert werden. Vierteljährliche Klausuren und jährlich eine große Prüfung entscheiden darüber, ob der Student in den nächsten Jahrgang eintreten kann oder ob er den vorjährigen wiederholen beziehungsweise überhaupt die Anstalt verlassen muß. Es tritt, meist freiwillig, etwa ein Drittel der Studenten im Laufe der vier Jahre aus.

Die wenigen Studierenden, die sich der Forschung und der eigentlich wissenschaftlichen Arbeit zuwenden wollen, brauchen freilich weitgehende akademische Freiheit. Aber die erhalten sie an der amerikanischen Universität erst nach Abschluß des vierjährigen Undergraduate-Kurses, wenn sie sich auf den Master- oder Dokortitel vorbereiten. Diese Graduate-Akademiker sind es, die nachher die höheren Stellen einnehmen.

Wenn die wissenschaftlichen Leistungen der amerikanischen Hochschulen, besonders in bezug auf technische Fächer, einen Vergleich mit Deutschland nicht aufnehmen können, so muß man berücksichtigen, daß bei uns — entsprechend dem Grundsatz, Forschung und Lehre zu verbinden — die Hochschulen eine überragende Bedeutung für die Forschungsarbeit haben. In USA. dagegen steht neben der wissenschaftlichen Arbeit der Hochschulen und der der staatlichen Forschungsinstitute, die es ja auch bei uns gibt, diejenige der Industrie. Deren Mitarbeit auf wissenschaftlichem Gebiet spielt eine bedeutend größere Rolle als bei uns. Dies liegt an der größeren Elastizität der Industrie, Einzelgebiete in Angriff zu nehmen. Zudem verfügen die großen amerikanischen Konzerne über reiche Mittel für die Ausstattung von Laboratorien, Expeditionen und so weiter. Vor allem zahlt die Industrie die besten Gehälter, während der Hochschuldozent unverhältnismäßig schlecht besoldet wird. Damit gewinnt die Industrie die befähigten Köpfe für sich und stellt so deren Forschungsarbeit in ihren Dienst. Ein Dozent steht sich in Deutschland wie ein Werkdirektor, in USA. dagegen wie ein Betriebsleiter oder in jüngeren Jahren gar nur wie ein Vorarbeiter.

Vom Wert der Frau im „wilden Westen“.

Im Gegensatz zum Osten, wo es besondere Universitäten für Frauen gibt, sind die des Westens, entsprechend ihrer Gründung in moderner Zeit, für Studierende beiderlei Geschlechts. Sie haben ihr Coed-Problem (Coed = Coeducation, gemeinsame Erziehung). Trotz der berühmten Emanzipation der Frau in USA. ist die Studentin doch nie so selbstverständlich gleichgestellt wie bei uns. Man hat ihr sehr praktische Kurse für home economics eingerichtet, das heißt eine Art Theorie des Kochens, der Säuglings- und Kinderpflege und so weiter, also auch etwas, wofür man bei uns Fachschulen hat. Außerdem sind viele Kurse allgemeiner Geisteswissenschaften ganz ausgesprochen auf das Niveau der Weiblichkeit zugeschnitten.

Die berühmte Emanzipation der Frau ist eine Folge der erstaunlichen Hochschätzung, die diese in USA. erfährt. Deren Ursache ist das Gesetz von Angebot und Nachfrage. Der rauhe Westen ist noch heute nichts für verwöhnte Damen. Er ist der Zummelplatz eines rohen, unbeweihten Völkchens heimatloser Abenteurer. Und einst war auch der Osten solches Neuland. Die wenigen Frauen, die die Mühsal des Pionierlebens auf sich nahmen, waren wie in jeder Kolonie hochbegehrt und umworben, also gut behandelt. Davon ab-

gesehen jedoch ist es ein schöner angelsächsischer Zug, der in der Behüterin seines so hochgeschätzten Heimes ein kostbares Gut sieht. So kann sich die Frau erlauben, den Herrn im Hause zu spielen. Man sieht so gut wie nie Frauen schwere körperliche Arbeiten verrichten, auch nicht auf dem Lande.

Die Frau am Steuer des Autos ist ein Symbol: sie ist die Lebendige, der Mann ist in überraschender Häufigkeit nichts als ein Arbeitstier. Er macht Geld, er arbeitet, ohne rechts und links zu sehen, ohne zu eigenen Interessen zu kommen. Sie zieht sich vor allem entzückend an. Gewiß kann sie sich das leisten bei dem Wohlstand des Landes, aber sie tut es mit ungewöhnlichem Geschmack. Im Straßenbilde wirkt die Amerikanerin geschmackvoller als die Berlinerinnen oder die Pariserinnen, selbst in den Kleinstädten des Mittelwestens.

Dann ist die Frau die Belesene, die in Vorträge und zu Tagungen läuft; und dazu hat sie wahrhaftig Zeit, denn „er“ ist ja von früh bis spät beim Geldmachen im Geschäft. Ein Dienstmädchen hat sie nicht, nur im Süden hat man Negerinnen und in Kalifornien Chinesen; weiße Mädchen findet man nur in sehr wohlhabenden Familien. Aber die Zimmer stehen auch nicht voll solcher altmodischer Staubfänger wie bei uns; die Küche ist mit elektrischem Kocher, mit praktischen Wandborden, mit fließendem Kalt- und Warmwasser sehr bequem eingerichtet. Im übrigen ist man nicht ganz so peinlich wie die oft zitierte deutsche Hausfrau. Wenn auch einmal morgens nicht Staub gewischt wird! Strümpfe stopft man nicht, man trägt sie mit einem Loch; und wenn das zu groß wird, wirft man sie weg und kauft neue. Damit hilft man das Geld in Umlauf bringen, den Absatz steigern, Prosperity erzeugen — und das ist es doch, worauf es im Leben ankommt. Denn wo Prosperity herrscht, da kann man sich im Frühjahr das neue Cadillacmodell und den Pelzmantel kaufen. Heute denkt man auch an eine Europareise, um sich dies alte, aber immer noch ganz amüsante Museum von Schlössern, morschen Kirchen, die man neuerdings viel praktischer baut, von Königen und romantischen Bauerntrachten anzusehen.

Bei der allgemeinen High-School-Bildung, die 90% der Mädchen haben, ob arm oder reich — die High School kostet kein Schulgeld —, ist die Bildung der unteren Stände erstaunlich hoch, die der oberen erstaunlich niedrig, kurz, ein demokratisches Mittelprodukt. Der Typ des amerikanischen Mädchens ist der ungeistige, problemlose, heitere, entzückende Flapper, der weder die seelenvolle Innigkeit des deutschen Gretchens noch die kühle Eleganz der intellektuellen Engländerinnen hat, noch den ästhetischen sprühenden Esprit der gebildeten Französin. Aber die Amerikanerin hat bewundernswerten Takt und Lebenshaltung: sie ist lebensklüger als die deutsche Frau. Freilich soll man sich hüten, zu verallgemeinern, vor allem bei einem rassenmäßig so gemischten Volk. Weil es das aber ist und sich doch gewaltsam bemüht, eine organische Nation zu werden, gerade darum schafft es, zumindest äußerlich, einen so auffallend gleichförmigen Menschentypus.

Der Statistik zufolge sind die amerikanischen Ehen sehr oberflächlich. Das Eheleben ist nicht dasselbe wie bei uns. Es fehlt die geistige Bindung, weil er zu nüchtern seinem Gelderwerb nachgeht, während sie sich mit leichter Geistigkeit beschäftigt, an der er nicht teilnimmt. Und es fehlt vielfach die für das Empfinden eines kraftvollen Volkes notwendige innere Berechtigung der Ehe: die Kinder. Das materielle Wohlleben und die Verwöhtheit der Frau lassen ihr Kinder lästig erscheinen. Diese Einstellung tritt in der Idee der Geburtenregelung in Erscheinung, der zufolge es der Welt um so besser geht, je weniger Menschen sich in ihre Schätze teilen. Das hindert weder ihn noch sie, die Freuden der Liebe zu genießen, solange sie ohne Folgen bleiben. Die aufgeklärte Großstadtkultur Amerikas kennt die Schande unehelicher Kinder kaum. Der voreheliche Verkehr zum Beispiel der Studenten ist meines

Erachtens bedeutend stärker verbreitet als bei uns und infolge der Aufgeklärtheit viel problemloser. Die Dirne oder das Verhältnis aus anderen Kreisen spielt nicht die Rolle wie bei uns, wo auch heute noch der Mann der oberen Stände zum Teil auf diese angewiesen ist, weil das Mädchen seines Standes nicht, wie drüben, für die Liebe ohne Ehe zu haben ist.

Das Problem der Verschmelzung des amerikanischen Rasseentyps wird dadurch verschärft, daß die hundertprozentigen Amerikaner aussterben. Die Staaten brauchen einfach Einwanderung, um die Zahl ihrer weißen Bevölkerung auch nur auf dem gleichen Stande zu halten und nicht den Neger das Feld überlassen zu müssen, die sich wie die Kaninchen vermehren.

Ich lerne Herrn E. kennen.

In Portland lernte ich auf einer Abendgesellschaft Herrn E. kennen, einen kleinen, dicken, lebhaften Mann, geschäftig, leutselig und stets etwas nach dem Laden riechend. Zunächst beäugte er mich mißtrauisch, ob ich ihn wohl anpumpen wolle. Aber als ich diese Zweifel zerstreut hatte, erkundigte er sich ausführlich nach seiner deutschen Heimat und nach den Absatzverhältnissen der Ruhrkohle. Dann entrollte er mir ein klares Bild des Kohlenhandels an der pazifischen Küste. Es stellte sich heraus, daß er bei verschiedenen großen Unternehmungen seine Hand im Spiel hatte.

E. war als kleiner Büroist aus einer deutschen Provinzstadt herübergekommen und gehörte jetzt, nach dreißig Jahren harter Arbeit, die nicht viel Zeit für Müße übriggelassen hatten, zu den führenden Persönlichkeiten im Kohlenhandel der Westküste. Außer einem großen Kohlengeschäft in Portland gehörten ihm ein Goldsandbagger in Nordkalifornien und eine vielversprechende Bergwerksgerechtsame auf ein Kupfer-Nickel-Gold-Erz in Ostregon, für das er nun nach Aufbereitungsmöglichkeiten fahndete. Außerdem machte er Versuchsbohrungen nach Öl im Staate Kansas.

Er war anscheinend ein kühner Unternehmer, von Natur ein Spieler, der viel wagte, oft verlor, oft Riesengewinne machte, meist alles auf eine Karte setzte und mehrmals ganz von vorn hatte anfangen müssen. Geldverdienen war nur der Ausdruck für Erfolg in seinem Trieb, Neuland zu beackern, kühne Möglichkeiten zu wagen, Betriebe zu organisieren: ein Mann, wie ihn der Westen braucht. Aber es fehlte ihm völlig das Verständnis dafür, Geld kultiviert auszugeben: sein Heim, sein Lebenszuschnitt und seine Frau waren barbarisch pompös.

Am einem schönen Vorfrühlingsstage fuhr ich nach der Holzsägestadt Long View. Dies ist die Schöpfung eines Mr. Long, des Direktors einer der großen Holzgesellschaften. Long View wurde gediegen erbaut, im Gegensatz zu den meisten Holzfällerlagers. Die Stadt und ihre Sägemühlen sind bekannt als Vorbild industrieller Wirtschaftlichkeit, verbunden mit ausgezeichneter Fürsorge für die Angestellten und Arbeiter. Die Stadt ist schmußig angelegt, sauber, freundlich und gepflegt. Der Name Long View hat die doppelte Bedeutung, daß er Mr. Long verehrt und daß er auf seinen Weitblick anspielt. Long gilt als der erste Holzindustrielle, der zugegeben und in seine Berechnungen eingeschlossen hat, daß selbst in Amerika der Raubbau der Wälder einmal ein Ende haben und daß die Zeit kommen wird, wo man die Wälder aufforsten muß, die man jetzt einfach niederschlägt und dem lieben Gott zum Nachwachsen überläßt. Mr. Long vertrat die erste Privatgesellschaft im Nordwesten, die planmäßig aufforstete. Sobald das erste Holz herangewachsen ist, soll nur noch so viel geschlagen werden, wie jedes Jahr nachwächst. Für ein privates Unternehmen bedeutet dies einen außerordentlichen Weitblick, denn es heißt, über seine Generation hinaus arbeiten, und erfordert damit selbstlose Hingabe an die unpersönliche Gesellschaft.

Das ist der Amerikaner von den Angestellten und Leitern solcher Konzerne im allgemeinen nicht gewöhnt.

Frühlingsabenteuer mit Jenny.

Es muß wohl der beginnende Frühling gewesen sein — oder war es der lang entbehrte liebliche Anblick —, der mich in Portland in jedem Mädchen eine holde See sehen ließ. Am letzten Nachmittag wartete ich auf einen Omnibus; eine Gruppe niedlicher, gackernder Backfische wartete auch. Mit einem dummen Wiß mußte ich denn natürlich mitgackern und ließ mich gehörig necken. Der Haufen Mädels fuhr mit dem ersten Omnibus davon; ich wartete auf einen anderen, und da wartete noch jemand — Jenny. — Ob der Bus nach Reed College bald käme? — Ob ich noch nie in meinem Leben Reed College gesehen hätte? Ob ich noch nie in Portland gewesen sei? Wo ich denn herkäme? — Deutschland — fabelhaft! Reisen — fabelhaft! Ich mußte überhaupt ein Held sein, und die gute Jenny wurde ganz rot vor Eifer, mir dies klarzumachen. Ich fühlte mich wie ein junger Gott. Die Welt gehörte mir, und mir war, als ob das Glück hinter jeder Ecke auf mich lauerte. War das Leben schön in Portland!

Ja, Reed College wäre wundervoll, himmlisch, und sie würde nächsten Herbst eintreten. Sie wollte schriftstellern lernen und Bücher schreiben und dann — ich weiß nicht, ob sie so sagte, aber es klang so, wenn sie „groß“ wäre, wollte sie auch um die Welt reisen und unendlich viele Bücher schreiben. Auf Anfrage gab sie dann zu, daß das wohl meist auf Liebesromane hinauslaufen würde. Na, was blieb mir übrig? Als Ehrenmann fragte ich sie denn, ob ich ihr da nicht zu ihrem großen Ziel mit einigen schlichten Erläuterungen zur Seite stehen könnte. Das nahm sie begeistert auf. Ich mußte sie unbedingt besuchen, und die Welt fiele vermutlich ein, wenn ich sie nicht besuchte. Im rechten Augenblick kam dann unser Omnibus, und nach den paar Minuten Fahrt pilgerte sie heimwärts, um auf mich zu warten, wann immer ich auch käme. Nach Erledigung meiner geschäftlichen Pflichten, deren Dringlichkeit Jenny nicht anzweifeln konnte, holte ich sie gestreulich ab, auf daß wir Abschied nähmen, ehe ich Portland verließ.

Im Taxi fuhren wir zum Pier hinaus — immer nobel! —, und mit hochmütiger Gebärde warf ich einem Neger mein „Gepäck“, die Aktentasche, zu, die er in richtiger Würdigung der Umstände denn auch gebeugt und keuchend an Bord schleppte. Dann noch zehn Minuten Abschiedsschmerz, bis die schrille Schiffspeife grausam zur Trennung mahnte. Mit ihren treuen Kinder Augen schaute Jenny bewundernd zu mir auf, wurde bei einigen Bemerkungen meinerseits bis über die Ohren rot, plapperte einen Strom von dummem, entzückendem Unsinn, was sie alles wollte, was ich sollte, und wieviele Briefe ich sofort schreiben mußte. Und dann die grausame Peife! Ein letztes Winken vom Deck des „Admiral Schley“, ein in der Ferne verschwindendes Taschentuch von einem kleinen, rundlichen Etwas begeistert geschwenkt, und dann, wie der Dampfer mit der Strömung talabwärts zog, das Verwischen einer kleinen schäumenden Welle goldenen Jugendglücks.

Die Seefahrt war dann göttlicher Balsam, gewürzt vom Zwiebelgeruch der dritten Kajüte. Am folgenden Abend auf hoher See kam ein Radiogramm an den Dritter-Klasse-Passagier. Der Steward verbeugte sich tief, als er's brachte. Im ersten Augenblick schoß es mir blitzartig durch den Kopf, das Einwanderungsamt wolle mich schnappen, denn meine Aufenthaltsgenehmigung war längst abgelaufen.

Ich öffnete das Radiogramm, das die bedeutungsvollen Worte enthielt: „Ich liebe Dich! Jenny.“

Schön ist die Jugend! — Ich sparte Jenny und mir die Tinte für weitere Ergüsse.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Genie.

Von Alexander von Sacher-Masoch.

Da hilft kein Rechnen. Es ist zwanzig Jahr oder noch länger her. Die Zeit geht über uns hinweg, Freund, wir merken's kaum. Bis ein Tag kommt, an dem wir unsere Schuhe ausziehen, weil wir sie nicht mehr brauchen.

Viele sind uns voranmarschiert, und die Jungen kommen hinter uns her. Und wenn ich die unvergesslichen Gestalten der Kindheit vor mir aufstelle, nachdenklich den entschwindenden Gesichtern zunickend, bleibt mein Blick unfehlbar an David Reisingers windschiefer Gestalt hängen. Ganz deutlich sehe ich ihn noch und muß vor Kummer lächeln bei seinem Anblick.

Seine dünnen Beine steckten in enormen genagelten Tretern, die Beinkleider waren zu kurz geraten und reichten ihm nur bis an die halben Waden; dazu trug er ein Apachenhemd, aus dessen breitem Ausschnitt sein dünner Hals wie ein Stengel hervorkam. Auf diesem Stengel saß ein runder Kopf mit kurzgeschorenem Vorstenhaar; die Nase war plattgedrückt, und seine langen, dünn ausgezogenen Schnurrbartenden flatterten im Winde wie Fähnlein. Er trug schwarz umrandete Brillen, in denen jedoch fast immer die Gläser fehlten. Denn er war eine unstete Natur und geriet oft mit anderen Leuten in Konflikt, was dann gewöhnlich damit endete, daß sie ihm die Brille zerschlugen. Aber das störte ihn nicht: er sah auch ohne Brille ganz gut.

Er kam durch die engen Gassen der Stadt herbeigestampft; die Sonne brannte ihm auf dem unbedeckten Schädel, und der Staub spritzte auf vom Tritt seiner Genagelten. Er kam daher, den Blick nach innen gekehrt, grüßte keinen Menschen, stieg mit seinen langen, dünnen Beinen über die Kinder hinweg, die vor den Haustoren spielten, und murmelte leise Worte vor sich hin.

„Edison! Edison!“ schrien die Kinder hinter ihm her.

Er drehte sich um, wie ein Hund knurrend, und drohte ihnen mit der Faust:

„Halts Maul, unvernünftiges Pack!“ Und sich besinnend, fügte er hinzu: „Aber ihr wißt ja nicht, mit wem ihr sprecht.“

Er stampfte weiter, die eine Schulter hochgezogen, mit dem Kopf hin und her wackelnd, schon wieder ganz in Gedanken.

Hinter der Fischerbrücke holte ich ihn ein.

„Hach, Freundchen, die Menschen sind ein undankbares Gesindel! Sie wollen meine Erfindungen nicht! Oft sage ich mir: Es lohnt gar nicht, mein Hirn für sie anzustrengen. Menschheit! Volk! Gemeinschaft! Ein Lumpenpack ist's, nichts weiter!“

„Hast du was Neues?“ fragte ich ihn.

Er sah mich verachtungsvoll an, während er die Brille auf die Stirn hinauffschob. Dann kramte er Papier und Bleistift hervor — seine Taschen waren stets vollgestopft mit Notizbüchern, Bleistiftstummeln und allem möglichen Zeug — und malte mir das eindrucksvollere Reisingersche Patentschloß auf.

„Hier diese drei Schraubchen“, brummte er. „Da kommt die Klammer drüber und jetzt — mitten durch der Stift. Merkst du was? Das reine Kinderspiel. Ein Ei des Kolumbus! Und ich, ich mußte draufkommen mit diesem meinem Köppchen da!“

Er schlug sich mit der flachen Hand dabei gegen die Stirn, daß es dröhnte. Die Brille fiel herunter. Aber es waren keine Gläser drin.

„Ach“, sagte ich voll Interesse. „Eine feine Sache.“

„Wo du's auch anbringst“, brüllte er, „Lür, Schrank, Fenster — einerlei! Hier hängt's, an diesem kleinen Stiftchen — das ist das ganze Geheimnis!“

„Wunderbar!“

„Quatsch!“ erwiderte er. „Das ist noch gar nichts!“

Und während er mit flinken Fingern neues Papier hervor-kramte, zeichnete er mir flugs das Reisingersche Ballon-Aero-

mobil mit wenigen Strichen auf, eine Kombination von Flugzeug, Fesselballon und Automobil. Der Sicherheit halber hatte der Passagiererraum die Form eines Schiffes, für den Fall einer Wasserlandung.

„Da kann nichts passieren!“ brüllte er. „In diesem Gefährt bist du überall zu Hause, in der Luft, auf dem Lande, im Wasser. Die Elemente sind dir gefügig, daran ist nicht zu rütteln! Alles ist bis ins kleinste ausgeknobelt. Ich habe die Zeichnung an den Generalstab geschickt. Was glaubst du, haben sie mir geantwortet?“

„Hm?“ fragte ich, weil mich das wirklich interessierte.

„Nichts!“ sagte er dumpf. „Nicht einen Ton! Diese staatlich besoldeten Hohlköpfe! Diese hochgezüchteten Ignoranten! Nicht eine Silbe, verstehst du, nicht einen Ton!“

„Unbegreiflich!“ sagte ich bekümmert.

Er fuhr mit der Hand resigniert durch die Luft, als wollte er mit dieser Geste alle abtun: den Generalstab, das unvernünftige Gesindel hier im Städtchen, das seine Erfindungen nicht ernst nahm, die Kinder, die immer „Edison!“ hinter ihm her schrien — alle.

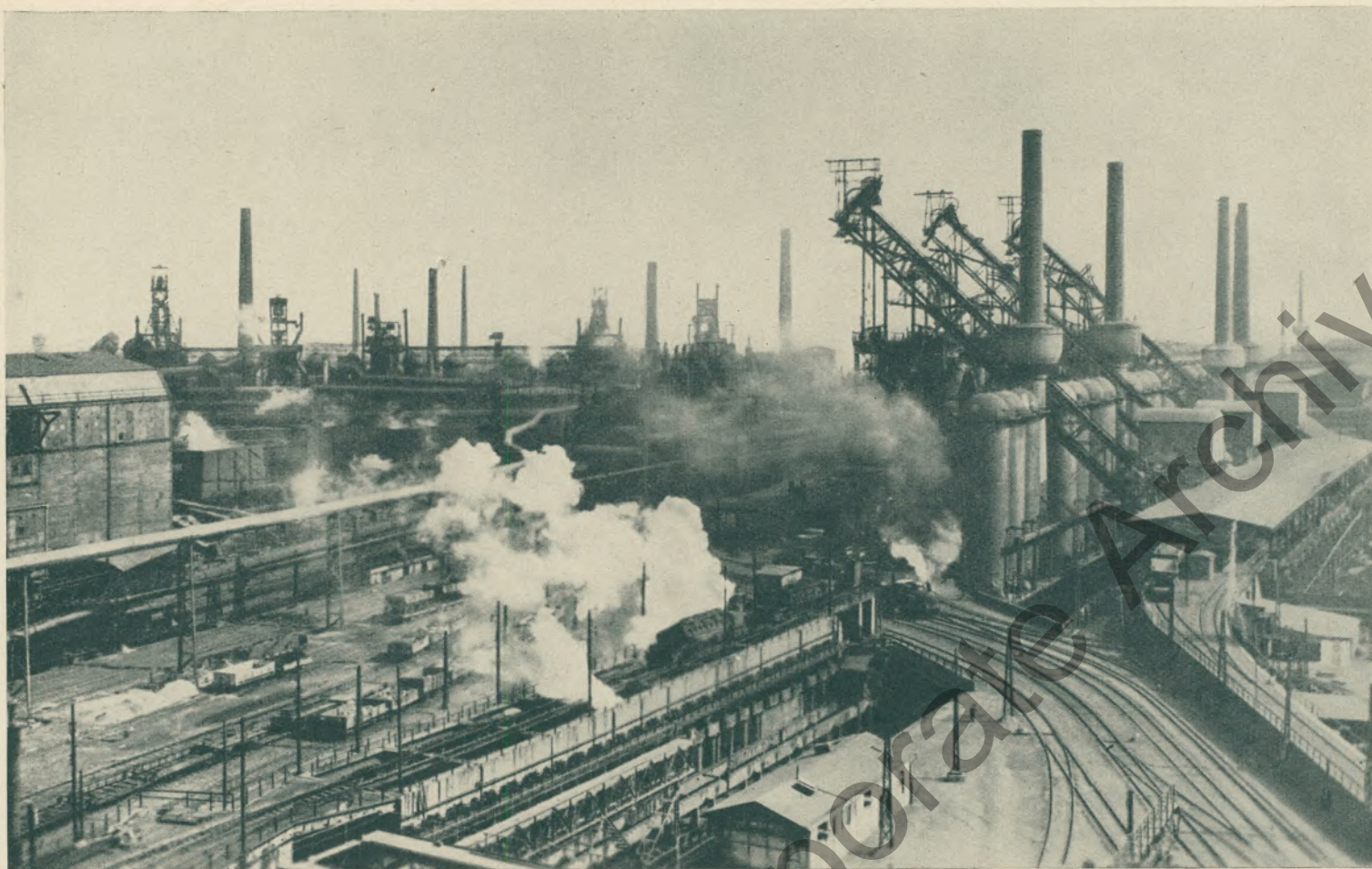
Einmal in Fahrt, war er nicht mehr zu bändigen. Immer neue Papierfetzen und frische Bleistiftstummeln kamen zum Vorschein, und er zeichnete Erfindungen von so phantastischer Größe und Einfalt auf, daß einem die Haare dabei zu Berge standen: Weltraumfahrzeuge, einen Brutapparat für Rüken und ein neues Musikinstrument — die Klaviergeige.

Während ich so neben ihm auf der Böschung saß und seine jammervolle Gestalt von der Seite betrachtete, fiel mir auf, daß sein Haar schon stark ergraut war; die Schläfen fielen ein, und seine Backenknochen stachen spitz aus der dünnen Haut. Der Anzug, der auf seiner dünnen Gestalt schlotterte, war alt und zerrissen; nur die Stiefel waren von größter Sauberkeit und Güte, denn darauf legte er seit seines Lebens großen Wert. Und während er fieberhaft und unentwegt neue Entdeckungen auf das Papier zauberte, mußte ich daran denken, daß dieser alte Kerl technisch nicht unbegabt war, aber seine überwuchernde Phantasie verschluckte sein ganzes Leben. Einmal rief man ihn zu einem Bauern, der hatte gerade einen Dampfpflug gekauft — einen der ersten, die es gab —, und an der Maschine war irgend etwas in Unordnung geraten. David Reisinger besah sich den Schaden, nahm den Pflug auseinander; dann lief er aufgeregt zum Bauern und beschwor ihn, seiner neuesten Eingebung zu folgen. Er wollte mit Gewalt eine Zahnradbahn aus dem Dampfpflug machen, die auf den nahen Rosenhügel hinauffahren sollte. Als der Bauer Widerstand zeigte, brüllte und tobte David so lange, bis sie ihn kurzerhand zum Tor hinauswarfen.

Ich kam fort aus der kleinen Stadt und sah diesen Edison meiner Jugend niemals wieder. Später einmal, nach Jahren, erhielt ich Kunde aus der Heimat. Ein Freund schrieb mir und er berichtete auch von David Reisingers Ende:

„Du kannst dich doch noch an unsern verrückten alten Edison erinnern. Der arme Kerl ist nun auch hinüber. Stelle dir vor: er war noch kurz, eh er starb, auf den Beinen und wollte den Bürgermeister dazu überreden, eine Drahtseilbahn vom Kirchturn nach dem Rosenhügel zu bauen. Dann ging er heim und zog mitten am Tage die Schuhe aus. Das hat er früher nie getan. Er soll gesagt haben: 'Jetzt brauche ich keine Schuhe mehr.' Dann hat er sich hingelegt und ist gestorben.“

Ich kann nur so an ihn denken, mit stiller Traurigkeit, aber auch einem Lächeln. Barfuß kam er in diese Welt, die ihn nicht mochte und die er nicht verstand. Und barfuß hat er sie verlassen.



Blick über die Hütte Ruhrort-Meiderich (Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft).

Die Hütte Ruhrort-Meiderich, deren Anfänge schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zu den bedeutendsten Eisenwerken Deutschlands zählten, seit drei Jahren infolge Arbeitsmangels, von einigen Nebenbetrieben abgesehen, vollständig stillliegend, ist am diesjährigen Feiertag der Nationalen Arbeit zu neuem Leben erwacht und wird den Ernährern von 2500 Familien in Kürze wieder Arbeit geben.

Zwei Hochöfen sind angeblasen, das große Thomaswerk mit seinen sechs Konvertern steht ausnahmsbereit, um das flüssige Eisen in Stahl zu verwandeln. Und das Blockwalzwerk wartet auf die vom Stahlwerk kommenden rotglühenden Stahlblöcke, um sie vorzuwalzen und zur weiteren Bearbeitung zu den beiden Fertigstraßen zu schicken, die schon seit einigen Wochen wieder in Tätigkeit sind.

Wieder werden in Zukunft wie einst die industriellen Qualitätserzeugnisse der Hütte Ruhrort-Meiderich in alle Welt herausgehen und mithelfen, die Geltung deutscher Arbeit im Auslande zu sichern und neu zu festigen.

Die deutsche Eisenwirtschaft im deutschen Außenhandel.

Von Dr. S. W. Reichert, Berlin.

In der Zeit der „Arbeitschlacht“, in der die größten Anstrengungen zur Überwindung der Arbeitslosigkeit unternommen werden, wird der Bewegung des deutschen Außenhandels lebhafteste Beachtung geschenkt. Mag auch die Bedeutung des Außenhandels weit hinter derjenigen des Binnenmarktes zurückbleiben, so darf doch aus einem solchen Vergleich nicht das Urteil hergeleitet werden, daß man die Ausfuhr hinter den Inlandsabsatz zurücksetzen oder gar vernachlässigen könne. Deutschlands Beteiligung an der Versorgung der Welt mit Verbrauchsgütern und Produktionsmitteln schafft dem deutschen Volk Arbeit, immer wieder Arbeit, um die wir noch sehr verlegen sind. Mit unserer Ausfuhr gewinnen wir ferner Forderungen an die ausländischen Abnehmer (Devisen); sie lassen uns neben der Bezahlung der unentbehrlichen Einfuhrwaren in gewissem Umfang die Möglichkeit einer allmählichen Abtragung ausländischer Verbindlichkeiten und in weiterer Zukunft die völlige Befreiung von den ausländischen Schulden. Unsere Ausfuhr hält außerdem die nationalen, wirtschaftlichen und kulturellen Bande

zu vielen Millionen Auslandsdeutschen aufrecht und vermittelt fremden Völkern deutsches Geistes- und Arbeitsgut in tausendfältigen Formen. Somit stellt unsere Ausfuhr den lebensnotwendigen Zusammenhang zwischen den Arbeitsbedürftigen in der Heimat und den im Ausland nach deutschen Gütern verlangenden Menschen her; sie dient ferner unserem Ansehen und Kredit in der Welt sowie einer Gesundung der Geld- und Kapitalmarktverhältnisse und damit einer organischen Zinsentwicklung in der Heimat. Nicht zuletzt wird unsere Währung von unseren Außenhandelsverhältnissen mitbestimmt. Deutsche Ausfuhr beherrscht demnach ein gut Teil deutscher Wirtschaft und Arbeit.

Unter den an der Ausfuhr beteiligten deutschen Wirtschaftszweigen dürfte wohl die Eisenwirtschaft eine bedeutende Stellung einnehmen. Unter Eisenwirtschaft soll die Gesamtheit der mit der Erzeugung und Verarbeitung von Eisen und Stahl zusammenhängenden Industriezweige verstanden sein. Hierher gehört also die eisenschaffende Industrie mit ihren Hochöfen-, Stahl- und Walzwerken nebst der Vorstufe des

Eisenerzbergbaues, ferner die Schmiede-, Hammer- und Preßwerke, die Eisen- und Stahlgießereien, die außer den Kaltwalzwerken und Kaltziehereien die Verbindung der Eisen- und Stahl- oder „Schwer“industrie zur vielgestaltigen Verarbeitung herstellen, nämlich zum Maschinenbau, zum Apparate- und Stahlbau, ferner zum Fahrzeugbau, nämlich dem Kraftwagen-, Schiff- und Lokomotivbau, außerdem zur elektrotechnischen Industrie und zu der fast unübersehbaren Klein-eisen- und Stahlwarenindustrie. Alle diese Zweige sind durch Eisen als Erzeugnis oder als Werkstoff und Werkzeug oder als Maschine miteinander verbunden; sie stehen im ständigen, engen Erzeugnisaustausch. Vor allem sind es die Menschen, die Arbeiter der Stirn und der Faust, die innerhalb dieser Berufszweige der Eisenwirtschaft ihre Arbeit und ihr Brot finden und selten in andere Industriezweige übergehen. Auch kapitalmäßig sind die erwähnten Zweige stark und vielfältig miteinander verbunden. Sowohl nach den beschäftigten Menschen als auch nach den Stoffen Eisen und Stahl und nach dem Produktionsmittel Kapital können die erwähnten Industriezweige als eine große wirtschaftliche Einheit angesehen werden. Das gilt namentlich für die Ausfuhr, zu deren Pflege ein besonderes Abkommen zwischen eisen-schaffender und -verarbeitender Industrie besteht.

Wenn die Ausfuhr für die Gestaltung der Arbeitsverhältnisse, der Devisengewinnung, der Kreditsicherung, ja der Geldmarkt- und Währungslage nicht zuletzt für die kulturelle und nationale Verbindung mit den Auslandsdeutschen von so hervorragender Bedeutung ist, darf wohl die Frage untersucht werden, welche Stellung die Eisenwirtschaft im gesamten deutschen Außenhandel hat.

Die Jahreszahlen der Ausfuhr der Eisenwirtschaft sind im folgenden denjenigen der gesamten deutschen Warenausfuhr für die jüngsten zehn Jahre gegenübergestellt. Es betrug in Millionen RM.:

im Jahre	die deutsche Warenausfuhr insgesamt	die Ausfuhr der deutschen Eisenwirtschaft	Hundertsatz
1924	6 552	1 640	25
1925	9 422	2 486	26
1926	10 561	2 789	26
1927	10 954	2 905	27
1928	12 420	3 375	27
1929	13 483	4 077	30
1930	12 036	3 896	32
1931	9 599	3 174	33
1932	5 739	1 908	33
1933	4 871	1 486	31
1924 bis 1933	95 637	27 736	29

Vorstehende Zahlenreihen liefern die höchst beachtenswerte Feststellung, daß sich im jüngsten Jahrzehnt der Anteil der Eisenwirtschaft an der deutschen Gesamtausfuhr in fast von Jahr zu Jahr steigendem Maße zwischen 25 und 33 % bewegt und durchschnittlich 29 % erreicht. Hiermit übertrifft zweifellos die Eisenwirtschaft in ihrer Ausfuhrbedeutung alle anderen Wirtschaftszweige bei weitem. Es ist eine riesige Leistung der deutschen Unternehmer, der Industriellen und Kaufleute gewesen, unserer Arbeiter- und Angestelltenschaft in einem Jahrzehnt für über 95 Milliarden RM. Auslandsaufträge zu verschaffen. Nicht geringer ist der Erfolg zu bewerten, daß hiervon dank der Tüchtigkeit der in der Eisenwirtschaft führenden Köpfe nahezu 28 Milliarden RM. den Betrieben der Eisenwirtschaft zugeführt werden konnten. Das ist ein Hoheslied auf die segensreichen unternehmerischen Leistungen und zugleich eine Anerkennung der Welt für die hochstehenden Leistungen der deutschen Qualitäts- und Facharbeiter.

Es folgen die Jahreszahlen der Einfuhr der Eisenwirtschaft neben denjenigen der gesamten deutschen Wareneinfuhr für die jüngsten zehn Jahre. Es betrug in Millionen RM.:

im Jahre	die deutsche Wareneinfuhr insgesamt	die Einfuhr der deutschen Eisenwirtschaft	Hundertsatz
1924	9 083	422	4,6
1925	11 744	657	5,6
1926	9 701	564	5,8
1927	13 801	1071	7,8
1928	13 650	992	7,3
1929	13 447	997	7,4
1930	10 393	780	7,5
1931	6 727	454	6,7
1932	4 667	253	5,4
1933	4 204	303	7,2
1924 bis 1933	97 417	6493	6,7

Im Hundertsatz gemessen, ist demnach die Eisenwirtschaft an der gesamten deutschen Einfuhr durchschnittlich nur mit 6,7 % beteiligt, während der Ausfuhranteil oben mit 29 % errechnet worden ist. Es gibt kaum einen zweiten deutschen Wirtschaftszweig von der Größe der Eisenwirtschaft, der in solch geringem Maße ausländische Rohstoffe, Halbfabrikate oder Werkstoffe benötigt und zugleich eine so große Ausfuhr aufrechterhält.

Die Bedeutung der Eisenwirtschaft für den deutschen Außenhandel wird ins helle Licht gerückt, wenn ihre Ausfuhrüberschüsse bekanntgegeben werden für einen Zeitraum, in dem der gesamte deutsche Außenhandel zeitweilig mit hohen Fehlbeträgen zu kämpfen und erst in den letzten Jahren wieder gewisse Überschüsse erwirtschaften konnte. Es betrugen in Millionen RM.:

im Jahre	die Überschüsse (+) die Fehlbeträge (—) im gesamten deutschen Warenhandel	die Überschüsse (+) im Außenhandel der Eisenwirtschaft
1924	— 2531	+ 1 217
1925	— 2322	+ 1 829
1926	+ 860	+ 2 225
1927	— 2847	+ 1 834
1928	— 1229	+ 2 384
1929	+ 36	+ 3 081
1930	+ 1642	+ 3 117
1931	+ 2872	+ 2 719
1932	+ 1073	+ 1 655
1933	+ 667	+ 1 183
1924 bis 1933	— 1779	+ 21 244

Demnach hat sich in den jüngsten zehn Jahren für den gesamten Warenhandel ein Fehlbetrag von fast 1,7 Milliarden RM. ergeben, während die Ausfuhrüberschüsse der Eisenwirtschaft zusammen 21,2 Milliarden RM. erreicht haben. Das ist eine ganz gewaltige Zahl für den überaus fruchtbringenden Außenhandel der deutschen Eisenwirtschaft. Hier wird deutlich, welch großen Nutzen diese Wirtschaftszweige über ihre eigenen Belegschaften hinaus dem ganzen deutschen Volk und der Gesamtwirtschaft zugewandt haben. Mit 21 Milliarden RM. Ausfuhrüberschüssen der Eisenwirtschaft in einem Jahrzehnt konnten die Fehlbeträge in unserer Ernährungs- und Bekleidungswirtschaft gedeckt werden. Was wäre auch sonst aus den großen Auslandsverpflichtungen zur Verzinsung und Tilgung der Kredite geworden, wenn wir nicht das Glück hätten, eine so stark im Weltgeschäft stehende Eisenwirtschaft zu besitzen?



Mayahieroglyphen.

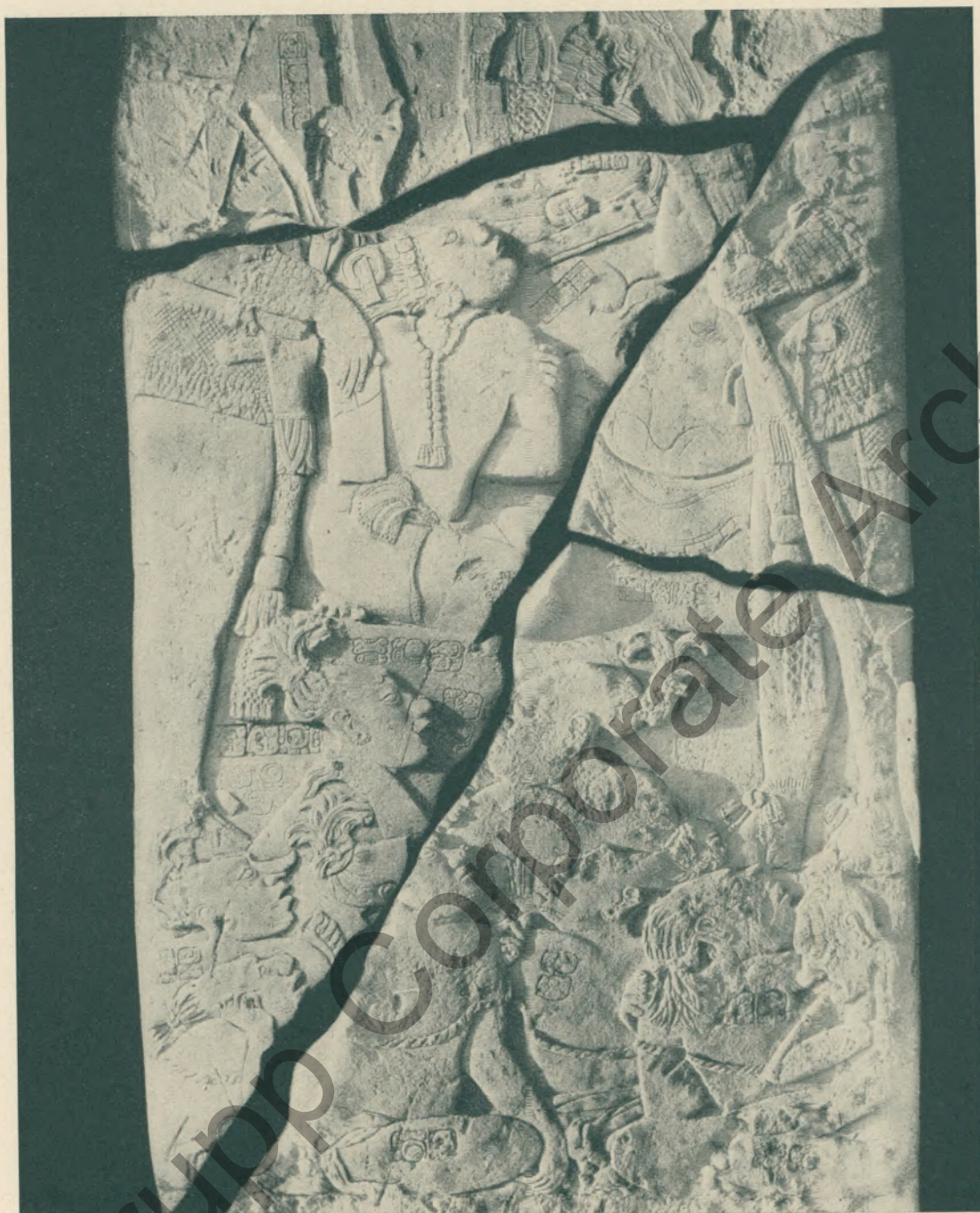
Von René Leonhardt.

Die Bilderserie zu diesem Artikel stammt aus der Kollektion von Theoberto Maler. Derselbe war früher österreichischer Offizier, der sich dann vor Jahren als Estanziero in Yukatan betätigte. Daneben befaßte er sich eingehend mit der alten Mayakultur. Dieser kühne und äußerst erfolgreiche Forscher ist bei seinen Entdeckungsfahrten mit ungewöhnlicher Energie und seltenem Glück in die unwegsamen Urwälder des südlichen Mexiko und Guatemala eingedrungen und hat eine Ausbeute heimgebracht, wie sie in solcher Fülle und Bedeutung kaum einem anderen Forscher beschieden war. Maler hat seine photographischen Aufnahmen, die von einer seltenen Schärfe sind, später testamentarisch dem Nationalmuseum zu Mexiko vermacht, wo sie leider nicht die Beachtung und Sorgfalt fanden, die ihnen hätte zukommen müssen. Überhaupt wurden die Verdienste Malers bislang viel zu wenig gewürdigt, immerhin wurden seine Arbeiten vom Britischen Museum in ehrenvoller Weise anerkannt. Die Fundstätten der abgebildeten Mayainschriften liegen im Staat Chiapas und dürften heute wahrscheinlich bereits wieder der Vergessenheit anheimgefallen und unter der üppigen Vegetation des Urwaldes begraben liegen.

Die einst sehr umfangreiche Sammlung der Malerschen Aufnahmen ist heute leider nicht mehr komplett, und es kostete nicht geringe Mühe, aus der Kollektion die obigen Bilder zu erlangen.

Die Mayaindianer (Ureinwohner der Halbinsel Yukatan, Chiapas und Guatemala) haben ohne Zweifel neben den Inkas die bedeutendsten künstlerischen und wissenschaftlichen Leistungen im vorkolumbischen Amerika hervorgebracht, aber

zu einer Zeit, die schon lange vor der spanischen Eroberung liegt. Die Kultur der Azteken, die zur Zeit der Entdeckung Amerikas in verhältnismäßig hoher Blüte stand, gehört einer viel neueren Zeitepoche an. So müssen z. B. die großartigen



Tempel der Masken in Palenque (Staat Chiapas, Mexiko) schon als Ruinen im Urwald begraben gelegen haben, als der spanische Eroberer Hernan Cortez auf seinem Zug nach Honduras durch jene Gegenden kam, denn er erwähnt dieselben mit keinem Wort.

Allein auf der Halbinsel Yucatan hat man bis jetzt an die vierzig solch alter Ruinenstätten entdeckt, die das Entzücken sowohl des zum Vergnügen reisenden Touristen als auch des ernstlichen archäologischen Forschers bilden. Als die hauptsächlichsten seien nur erwähnt: Chichen-Itzá, Uxmal, Haba, Labná, Mayapan, Tzamal, Kabah, Kovic, Becal, Chac. Im Staate Yucatan, Chiapas und in Guatemala liegen die berühmten archäologischen Fundstätten Mitla, Palenque, Copán, Quirigua, Petén und andere mehr.

Alle diese steinernen Zeugen einer verschwundenen, aber hochentwickelten Kultur enthalten zahlreiche Inschriften, an deren Entzifferung die fähigsten Köpfe der Archäologen schon

seit langer Zeit arbeiten. Dieses Studium erstreckt sich auch auf die wenigen noch geretteten „Codices“, die sich in den Museen aller Welt zerstreut vorfinden. Ein berühmtes Exemplar hiervon befindet sich im Museum zu Dresden. Leider haben die spanischen Mönche, die mit den Eroberern nach Mexiko kamen, in ihrem Glaubensfanatismus dafür gesorgt, daß all die vorgefundenen Bilderschriften der damaligen Indianerstämme als „heidnische Greuel“ vernichtet wurden; auf diese Weise sind unerseßliche literarische Schätze, die über vieles aus der vorcolumbischen Geschichte Amerikas hätten Aufschluß geben können, verlorengegangen. Allerdings muß zugegeben werden, daß andererseits durch einzelne gelehrte Geistliche, besonders durch Fray Bernardino de Sahagun, der sich ganz besonders mit altmexikanischer Geschichte und Sprachkunde befaßte, sehr viel zur Erweiterung unserer Kenntnisse der altindianischen Kultur beigetragen wurde.

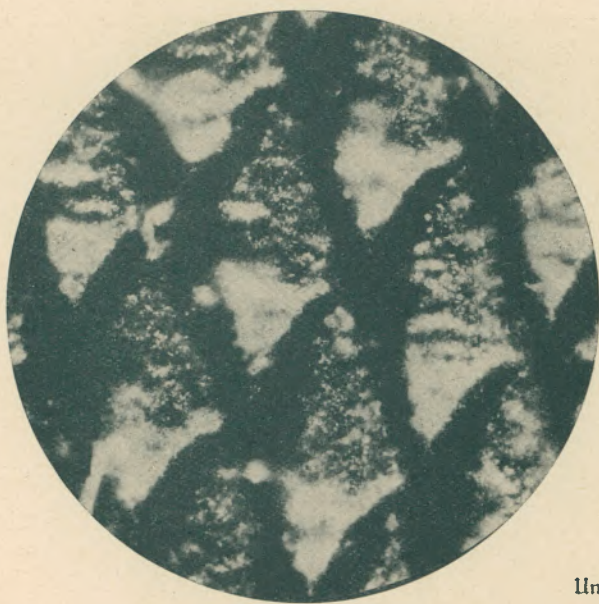


Den Archäologen ist neuerdings die Entzifferung der Mayainschriften auf den steinernen Tempelruinen und Stelen und den leider sehr wenigen noch erhaltenen Bilderschriften in verhältnismäßig bescheidenem Umfang gelungen. Besonders kann man heute die Zahlen und Daten deuten. Aber auch die letzteren lassen bezüglich der Zeitrechnung der alten Mayas keine festen Schlüsse zu, da man nicht weiß, an welchem Tage die Zeitrechnung der Mayas begann. So kann man bis jetzt zwar, wenn z. B. zwei Mayadaten vorliegen, wohl den zwischen beiden liegenden Zeitraum berechnen; es ist jedoch bis jetzt nicht möglich, etwas Sicheres über das absolute Alter der Ruinen an Hand der Inschriften zu sagen.

Interessant ist auch der Umstand, daß es den Archäologen möglich war, in den vorhandenen Bilderschriften sogar Fehler zu entdecken, die dem alten Mayaschriftgelehrten unterlaufen sind.

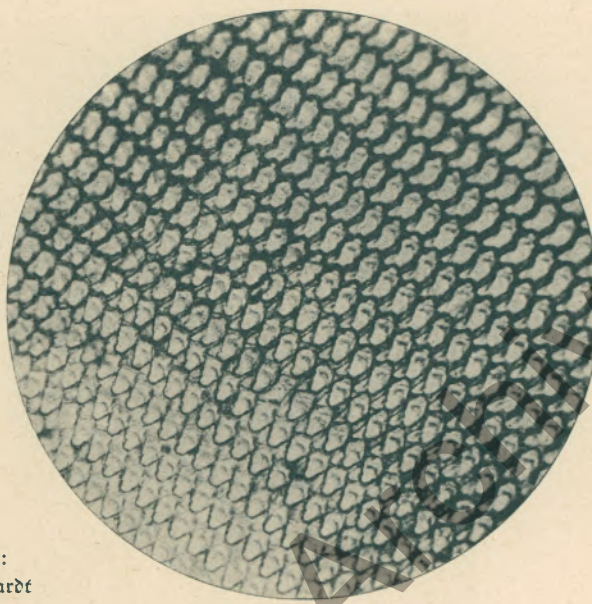
Betrachtet man die primitive Lebensweise und Bildungs-

stufe der heute lebenden Mayavölker, so will es einem unbegreiflich erscheinen, wie deren Vorfahren auf einer so hohen Kulturstufe standen, die uns die erhaltenen Baudenkmäler enthüllen. Man ist versucht, anzunehmen, daß es sich bei der Urbevölkerung Mittelamerikas, die jene Kunstwerke hervor- gebracht, um eine ganz andere Rasse gehandelt haben mag. Bei der heutigen Bevölkerung ist keine Spur all jener Künste und Wissenschaften zu finden, die bei den alten Mayavölkern in hoher Blüte standen, wie Architektur, Mathematik, Astro- nomie usw. Und wenn es sich bei den Schöpfern jener herrlichen und zum Teil wunderlichen, von allen sonst bekannten Stilen abweichenden Architektur- und Bild- hauerkunstzeugnissen tatsächlich um eine gänzlich fremde und inzwischen untergegangene Rasse handeln sollte — wie konnte sie so spurlos verschwinden? Rätsel über Rätsel, die uns die Kunst und Kultur der alten Mayavölker zu lösen aufgibt.



Ein künstliches . . .
Die feinste herstellbare Nagelfeile . . .

Mikrolichtbild:
Universum-Leonhardt
(200 fache Vergrößerung).



und ein natürliches Reibeisen.
und Teil der Zunge einer Schnecke, mit der die Nahrung von
den Blättern und Gräsern abgefeilt wird.

Feinarbeit des Menschen und der Natur.

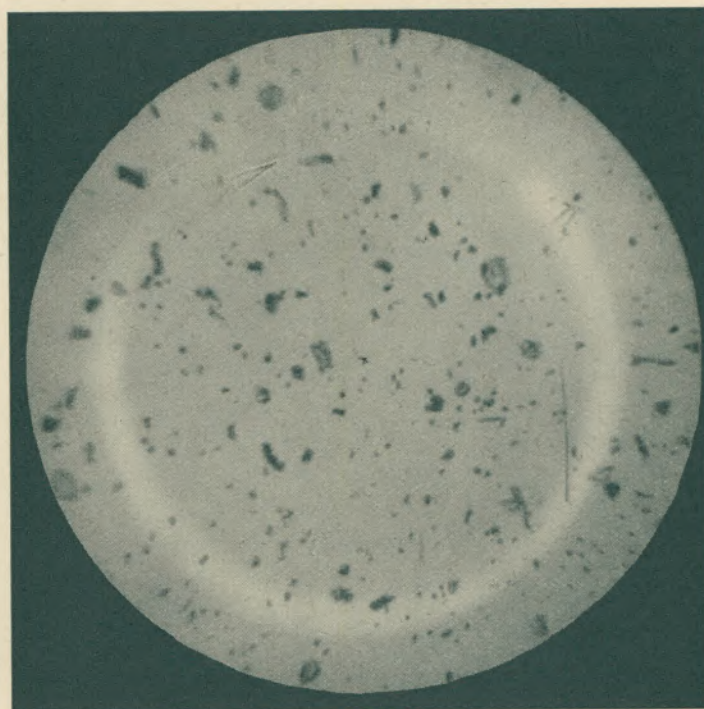
Von Hans Ballin.

Es ist ein Irrtum, wenn wir annehmen, daß wir im Laboratorium ebenso schaffen könnten wie die Natur im täglichen Leben. Mit Aufwand aller Sorgfalt gewinnt der Chemiker aus dem toten Stoff, der ihm zur Verfügung steht, zunächst einige ganz einfache organische Stoffe. Nur schritt-

weise, unter sorgfältigster Einhaltung aller möglichen Versuchsbedingungen kann er weitergehen. Ganz langsam ist sein Schreiten zu höheren Verbindungen, und wenn er dann endlich sein Ziel erreicht hat, ist die Ausbeute meist gering. Aber auch die größten Forscher arbeiten so und müssen so



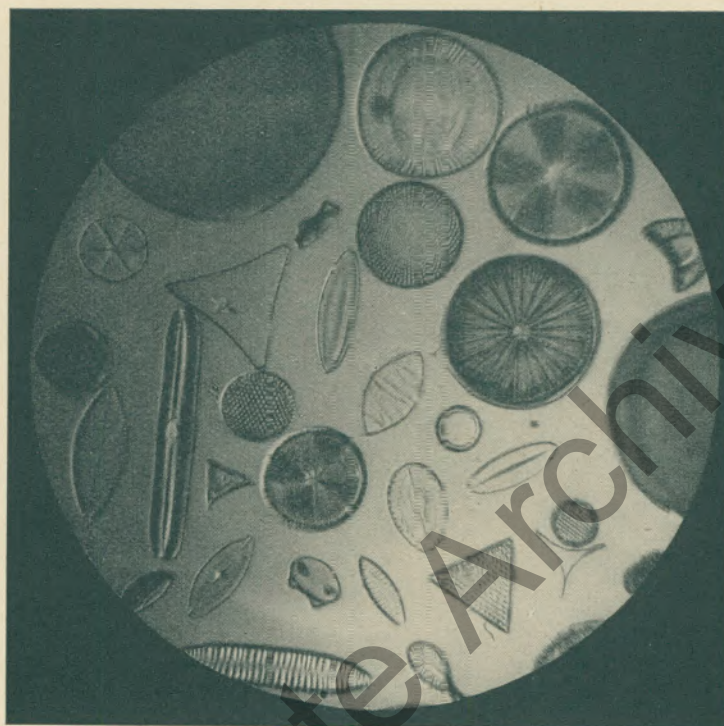
Dies ist die feinste Mahlarbeit
einer Mühle
in 300 facher Vergrößerung . . .



während das feinste Korn der Natur,
der Sonnenstaub,
in der gleichen Vergrößerung dieses Bild ergibt.



So ziseliert der Mensch . . .
wenn er feinste Filigranarbeit herstellt



300fache Vergrößerung.

. . . und so die Natur,
wenn sie Diatomeen (das sind Kieselsäure-
Meerestierchen) schafft.

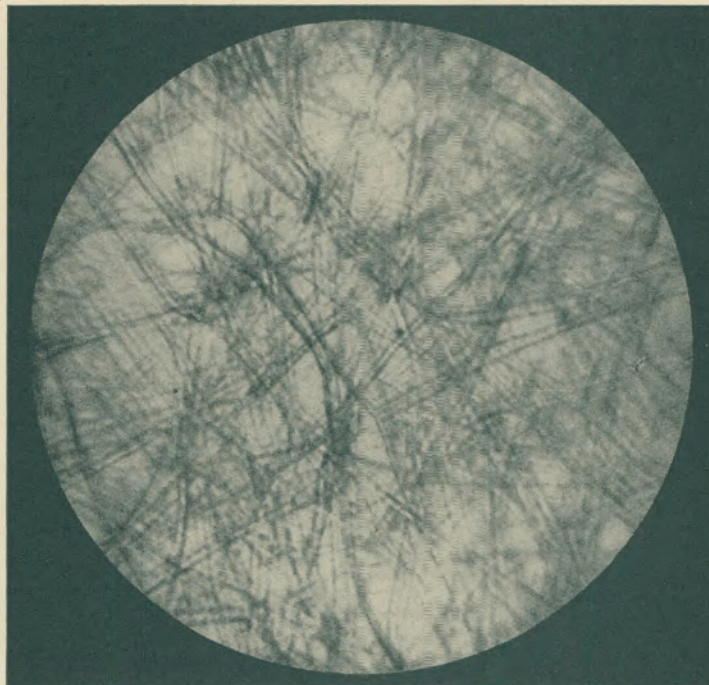
arbeiten, und die bedeutendsten Erfindungen sind auf diese Art gemacht worden. Wie anders dagegen die Natur! Ein so einfacher Ausgangsstoff wie die Kohlen Säure der Luft genügt ihr, die hochzusammengesetzte Zellulose des Pflanzenkörpers ist ihr Ziel. Ohne Zwischenstufen erreicht sie es, und nur das Sonnenlicht benötigt sie dazu. Besondere Bedingungen, Zwischenstufen, Ausbeute oder Abfall spielen bei ihr kaum eine Rolle, ja sie scheint dies alles überhaupt nicht zu kennen.

Dem mühsamen, schuhnägigen Schaffen des Chemikers setzt sie eine anmutige, triumphierende Leichtigkeit entgegen.

Ganz ähnlich ist es auf anderem Gebiet. Einer der größten Erfolge der Technik sind das Flugzeug und das Luftschiff, die es uns ermöglichen, gleich Vögeln durch die Luft zu reisen und Ozeane zu überqueren. Mächtige Mengen von Triebstoff sind für diese Luftriesen unseres Zeitalters erforderlich; doch die Vögel, die von Kontinent zu Kontinent fliegen, verzehren



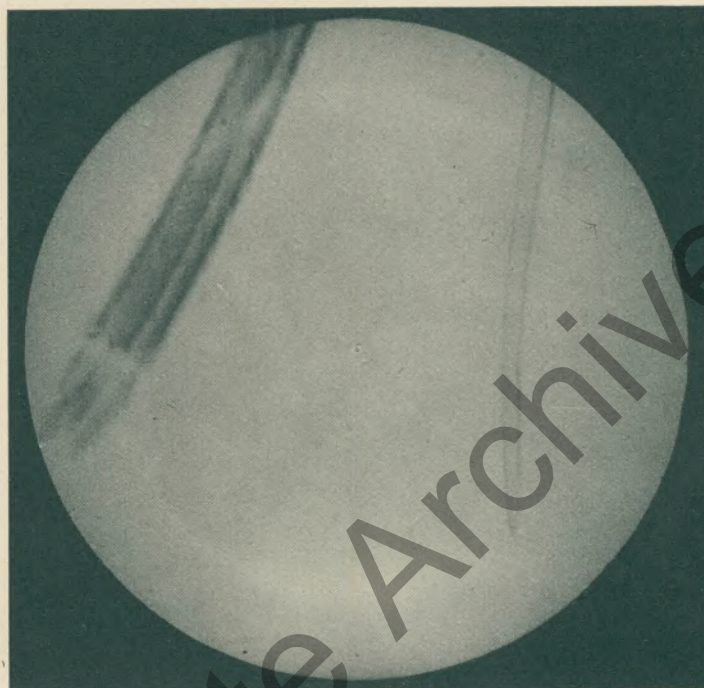
So sieht der feinste, von Menschenhand auf einer Spinnmaschine gesponnene Seidenfaden in 300facher Vergrößerung aus.



Das Gespinnst der Seidenraupe, der feinste Faden, den die Natur herstellt, macht in der gleichen Vergrößerung einen wesentlich zarteren Eindruck.



Das nennt der Mensch spiz . . .
Eine Nähnadelspiz in 300facher Vergrößerung.



und das ist eine natürlich geschärfte Spiz,
nämlich der Giftstachel der Mücke in der gleichen Vergrößerung.

nur ein paar Mücken oder Fliegen im Fluge, dabei ist die zurückgelegte Strecke im Verhältnis zu ihrer Körperlänge viel größer als der Weg eines Luftschiffes oder Flugzeuges, verglichen mit der seinen.

Unser Vergleich geht aber weiter. Die einfachste, grösste Tätigkeit, die man sich denken kann, ist das Zerstören, das Zerkleinern, Zertrümmern eines Stoffes. Selbst da, wo die Natur nach unserer Auffassung zerstört, ist sie von imponierender und überwältigender Größe. Aber sie zerstört nicht einmal durch Erdbeben, sie formt nur, sie gestaltet. Dabei kann sie keine Rücksicht nehmen auf das Kleine, Winzige, von Menschenhand Gestaltete und Erschaffene. Nicht nur in der Erschaffung gewaltiger Werke ist uns die Natur voraus, sondern auch die geringsten Feinheiten macht sie viel genauer, als wir es vermögen.

Mit dem bloßen Auge kann man nicht erkennen, wie groß diese Unterschiede sind. Daher zeigen wir mikroskopische Aufnahmen von Vergleichen zwischen Natur und Menschenhand in dreihundertfacher Vergrößerung.

Ein paar Salzkörnchen, die von der feinsten Mühle zermahlen worden sind, sehen im Vergleich zu einigen Comenstäubchen, die auf der Glasplatte des Mikroskopes liegen, wie mächtige Felsblöcke aus.

Noch krasser wird der Unterschied, wenn wir die lebende Natur betrachten. Welch riesiger Triumph der Technik war die Gewinnung der Kunstseide! Die Seidenraupe, von jeher die einzige Belieferin des Fadens für die feinsten Kleiderstoffe des Menschen, wurde durch Maschinen ersetzt. Der Techniker, der aus flüssigem Stoff den erstarrenden Kunstseidenfaden gewinnt, ihn spinnt und dann zu dem glänzenden Seidenstoff webt, trat mit der Raupe in erfolgreichen Wettbewerb. Wohl sieht der Kunstseidenfaden in der dreihundertfachen Vergrößerung wie ein Tau aus, doch ist er noch nicht einmal ein zehntel Millimeter stark. Das Gespinnst der Seidenraupe

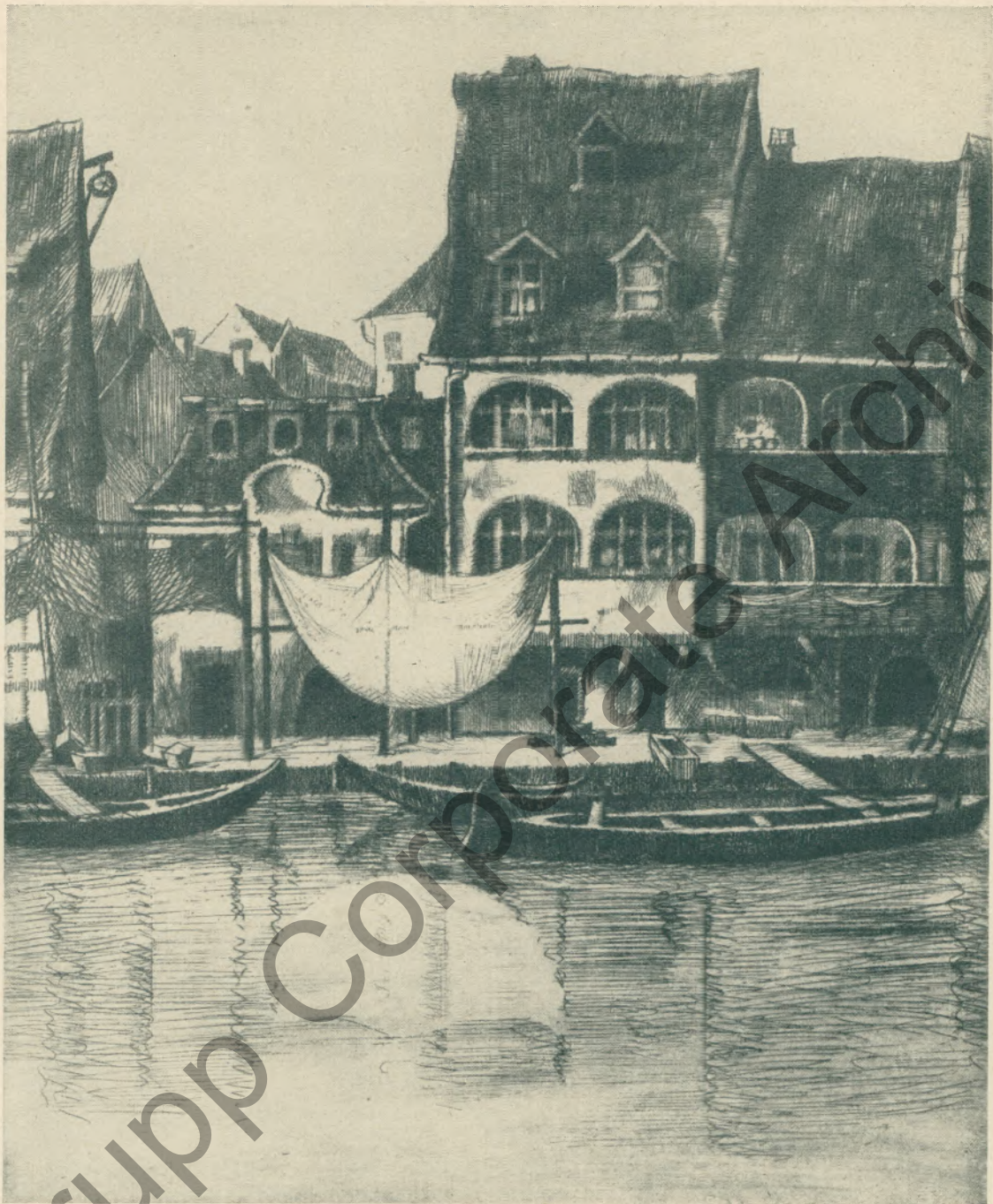
zeigt uns erst, was wirklich fein gesponnen ist. Da kann die Technik nicht mit, wir müssen auf die Natur zurückgreifen.

Die Spitze jedes Gegenstandes hat in der Vergrößerung Grenzen. Wieviel feiner arbeitet aber auch hier wieder die Natur als der Mensch! Aber spiz und scharf sind relative Begriffe. Die dünnste Wand einer Seifenblase zeigt hintereinander noch Tausende von Molekeln und ist mit einem Backsteinbau zu vergleichen, der Tausende von Ziegelsteinen stark ist. Daß sich da auch auf der Schneide eines Rasiermessers und der Spitze einer Nähnadel Millionen von Molekeln in unaufhörlicher Bewegung tummeln, ist selbstverständlich. Das Messer mag noch so scharf geschliffen, die Nadel noch so spiz sein, der Mensch muß früher haltmachen als die Natur.

Scheinbar kennt die Natur keine gerade Linie, erst der Mensch mit den Landstraßen, Schienensträngen und Dämmen hat sie hineingetragen. Die Gerade in der Natur bleibt hinter der des Menschen zurück, wenn wir z. B. Bäume gegen Masten betrachten. Jedoch die Feinheiten sehen wir erst, wenn die Schalenstruktur der Diatomeen (eine Gruppe der Algen) gegen die feinste Ziselierarbeit gestellt wird. Hier hat die Natur ihre Linien und Kreise mit einer derart verblüffenden Präzision gezogen, daß dagegen selbst die in aller Welt bewunderte italienische Filigranarbeit plump erscheint.

Vollkommen ist nur das, was seinen Zweck erreicht. Darum müssen wir vorsichtig sein, jetzt zu behaupten, daß die Natur vollkommener schaffe als der Mensch. Die Zwecke des Menschen kennen wir, während die der Natur uns verschlossen sind. Natur und Mensch sind in ihrem Schaffen darum kaum vergleichbar; doch schadet es nichts, das eine oder andere Beispiel der menschlichen, zielbewußten, aber groben Arbeit gegenüber dem unendlich feinen und zarten Leben und Weben der Natur zu zeigen.

Alte
Mainstube
in
Bamberg.
Radierung
von Walter Romberg.



Das deutsche Gasthaus.

Eine kulturhistorische Plauderei von Professor Dr. Michael Birkenbihl.

Das deutsche Gasthaus bildet in Vergangenheit und Gegenwart einen bedeutsamen Kulturfaktor. Der Doppelsinn des Wortes „Wirtschaft“ weist schon darauf hin. Kirchentum und Politik, Justiz und Verwaltung, Verkehr und Handel, Studententum und Vereinswesen, Wohltätigkeit und Sport, sie alle bedienen sich des Gasthauses für ihre verschiedenen Zwecke. Ganz mit Unrecht ist außerhalb der Fachkreise über seine Entwicklung wenig bekannt; darum sei ihm heute ein schlichtes Gedenkblatt gewidmet.

Die Anfänge des deutschen Gasthauses sind in Dunkel gehüllt. Die alten Germanen besaßen keine Wirtschaftshäuser, weil sie keine brauchten. Auf Kriegs- und Wanderzügen führten sie ihre Verpflegung stets mit sich, geselliges Beisammensein boten ihnen die Volksversammlungen. Andere Aufgaben des späteren

Gasthauses erfüllte die Gastfreundschaft. Die ersten Gasthäuser in Deutschland errichteten die Römer am Rhein, an der Mosel und in Südbayern. Sie hatten bereits ihre Aushängeschilder: einen Busch, den Drudenfuß, einen Adler, Hahn, Drach, Eichen oder eine Amphora. In den deutschen Ortsnamen Zaken, Tavernen, Orbe hat sich die römische Wirtschaftsbegriffung „taberna“ noch erhalten. Noch heute führen in Bayern 2-fache Gasthäuser den Namen „Lafarne“. Aus dem lateinischen Worte „caupo“, der Schenkwirt, ist unser Wort „Kauern“ hervorgegangen. Das weist darauf hin, daß bis auf unsere Tage das Gasthaus auch eine Stätte des Handels war.

Bevor es öffentlich Herbergen gab, mußten die Klöster, die Geistlichen und Private, durch königliche Verordnungen



Faust in Auerbachs Keller mit den Studenten zechend.

Wandgemälde in Auerbachs Keller zu Leipzig aus dem Jahre 1625.

ermahnt, Obdach gewähren. Die berühmteste Fremdenherberge war Sankt Gallen. Manche Klöster wurden von den Reisenden so in Anspruch genommen, daß sie verarmten. Vornehme Herren beschenkten die Klöster oft mit Gütern, damit sie auf ihren Reisen dort um so bessere Aufnahme fänden. Mit den Klöstern wetteiferten die Ritter an Gastfreundschaft.

Immer wieder verboten die Kirchenbehörden den deutschen Geistlichen den Wirtshausbesuch. Durch diese Konzilienbeschlüsse erhalten wir die frühesten urkundlichen Nachrichten über das deutsche Gasthaus. Im Konzil von Frankfurt im Jahre 794 wird es zum erstenmal erwähnt. Die ältesten Gasthäuser waren oft nur mangelhaft mit Lebensmitteln versehen. Ein vorsichtiger Bischof von Speier bestellte deshalb vor seiner Romreise im Gasthaus zu Böblingen für sich und sein Gefolge sechs Seidel Wein und dreißig Seidel Bier voraus.

Den ersten bedeutenden Aufschwung nahm das Gastwirtsgewerbe durch die Gründung von Städten. Um das Jahr 1000 beginnt die eigentliche Gasthausindustrie. Gewerbefreiheit gab es noch nicht. Das Recht, eine Konzession zu verleihen, hat der Grundherr des Dorfes oder der Stadt, also der König, der Herzog, der Bischof, der Graf. Sie wird gegen eine jährliche Laxe verliehen. Wer sie erlangen wollte, mußte ein eigenes Haus, ein Landgut, einen Viehstand und ein gewisses Barvermögen besitzen. Zum erstenmal wird eine Konzession in der Pax Bavarica 1244 erwähnt. Durch die vielen Römzüge der deutschen Könige erhielt das Gasthauswesen eine neue Belebung. Auf Kosten der Stadt wohnten die Herrscher mit ihrem Gefolge in den Wirtshäusern. Schon im 9. Jahrhundert macht sich die Reiselust der Engländer bemerkbar, im 14. Jahrhundert treffen wir sie bereits häufig in der Schweiz. Wie der griechische und römische Wirt kündete auch der deutsche seinen Betrieb früh durch ein Schild an. Sehr beliebt waren die Heiligen Drei Könige als Patrone der Reisenden. An allen großen Verkehrsstraßen traf man einen Gasthof „Zu den Drei Königen“. Auch das Bild des Kirchenpatrons leuchtete von mancher Wirtshausfassade. Aus den Attributen der Heiligen, dem Stern, der Krone (Drei Könige), dem Schwert (St. Petrus), dem Adler (St. Johannes), dem Löwen (St. Markus), sind die verbreitetsten Wirtshausnamen hervorgegangen. Da auch die Zünfte eigene Trinkstuben und Herbergen errichteten, kamen noch die Symbole ihrer Gewerbe dazu: der Dohse, der Stiefel, der Fisch (Hecht, Karpfen, Salm), der Anker, die Traube, der Rebstock und andere. Posthäuser führten den Adler und das Roß als Schild, an Schiffsländen erhob sich das Gasthaus „Zum Schiff“. Am häufigsten finden wir in alter Zeit die Wirtshausnamen „Zum (grünen) Kranz“ (Köln 1390)

und „Zum Reifen“ (Worms 1325). Reisende Fürsten und hohe Herren hängten ihr Wappen an die Herberge und überließen es bei der Abreise dem Wirt. Der gebrauchte es fortan stolz als Aushängeschild. Auch das Wappen des Landesherrn, der Stadt oder eines benachbarten Territoriums schmückte manche Gasthausfassade.

Im altschwerdigen Würzburger Dome hängt noch eine Glocke mit der Umschrift:

„Hort ir Herren vberal
der Winglocken Schal.“

Die Wein- oder Bierglocke machte abends zwischen acht und zehn Uhr in allen Dörfern und Städten der Trinklust ein Ende. Sobald sie ertönte, hatten die Gäste auszutrinken und nach Hause zu gehen. An Sonn- und Feiertagen waren die Wirtshäuser oft ganz geschlossen.

Wie bei den römischen, so bilden sich auch bei den deutschen Wirtschaften verschiedene Kategorien aus. Gewöhnlich unterschied man die gemeinen und die Herrenherbergen. Aus den letzteren entwickelten sich die heutigen Hotels. Noch in der Zeit der Reformation stand das Wirtsgewerbe auf niedriger Stufe. Erasmus von Rotterdam, der König der Humanisten, hat uns ein trübes Bild vom Gasthaus seiner Zeit hinterlassen:

„Bei der Ankunft in einem Gasthause grüßt niemand, damit es nicht scheine, als ob sie viel nach Gästen fragten, denn dies halten sie für schmutzig und niederträchtig und des deutschen Ernstes für unwürdig. Nachdem du lange vor dem Haus geschrien hast, steckt endlich irgend einer den Kopf durch ein kleines Fensterchen der geheizten Stube heraus. In solchen geheizten Stuben wohnen sie beinahe bis zur Sommer Sonnenwende. Diesen Heraussehenden muß man fragen, ob man hier einkehren könne. Schlägt er es nicht ab, so begreiffst du daraus, daß du Platz haben kannst. Die Frage nach dem Stall wird mit einer Handbewegung beantwortet. Dort kannst du auch nach Belieben dein Pferd behandeln; denn kein Diener legt eine Hand an. Ist es ein berühmteres Gasthaus, so zeigt dir der Knecht den Stall und auch den freilich gar nicht bequemen Platz für dein Pferd. Denn die besseren Plätze werden für die späteren Ankömmlinge, vorzüglich für Adelige, aufbehalten. Wenn du etwas tadelst oder irgend eine Ausstellung machst, hörst du gleich die Rede: „Ist es dir nicht recht, so such dir ein anderes Gasthaus!“ Heu wird in den Städten ungern und sparsam gereicht und fast ebenso teuer als der Hafer selbst verkauft. Ist das Pferd versorgt, so begibst du dich in die Stube, mit Stiefeln, Gepäck und Schmutz. Diese geheizte Stube ist allen Gästen gemeinsam. Daß man, wie bei den Franzosen, eigene Zimmer zum Umkleiden, Waschen, Wärmen und Ausruhen anweist, kommt hier nicht vor; sondern in dieser Stube ziehst du die Stiefeln



Mensur auf der „Hirschgasse“ in Heidelberg.

Nach einer zeitgenössischen Zeichnung aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts.

aus, bequeme Schuhe an und kannst auch das Hemd wechseln. Die vom Regen durchnästen Kleider hängst du am Ofen auf und gehst dich zu trocknen, selbst an ihn. Auch Wasser zum Händewaschen ist bereit, aber es ist meist so sauber, daß du dich nach einem andern Wasser umsehen mußt, um die eben vorgenommene Waschung abzuspolen. Kommst du um 4 Uhr nachmittags an, so wirst du doch nicht vor 9 Uhr abends speisen, nicht selten erst um 10 Uhr; denn es wird nicht eher aufgetragen, als wenn sie alle sehen, damit auch allen die gleiche Bedienung zuteil wird. So kommen in demselben geheizten Raum häufig 80 oder 90 Gäste zusammen, Fußreisende, Reiter, Kaufleute, Schiffer, Bauern, Knaben, Weiber, Gesunde und Kranke. Hier kämmt sich der eine sein Haupthaar, dort wischt sich ein anderer den Schweiß ab, wieder ein anderer reinigt seine Schuhe oder Reistiefel. Jedem stößt der Knoblauch auf; es ist ein Wirrwarr der Sprachen und der Personen wie beim Turm zu Babel. Gewahren sie einen Fremden, der sich durch eine würdige Haltung auszeichnet, so sind aller Augen auf ihn dergestalt gerichtet, als sei er irgend eine Art neuen aus Afrika herbeigebrachten Getiers, und selbst nachdem sie am Tische Platz genommen, sehen sie den Fremdling, mit nach dem Rücken zugekehrtem Antlitz und das Essen vergessend, beständig mit unerrückten Augen an. Etwas inzwischen zu begehren geht nicht an. Wenn es schon spät am Abend ist und keine Ankömmlinge mehr zu hoffen sind, tritt ein alter Diener mit grauem Bart, geschorenem Haupthaar, grämlicher Miene und schmutzigem Gewande herein, läßt seinen Blick, still zählend, nach der Zahl der Anwesenden umhergehen und den Ofen desto stärker heizen, je mehr er gegenwärtig sieht, wenngleich die Sonne durch ihre Hitze lästig wird; denn es bildet bei den Deutschen einen vorzüglichen Punkt guter Bewirtung, wenn alle vom Schweiß triefen. Öffnet nun einer, ungewöhnt solchen Quälens, nur eine Fensterlücke, so schreit man sogleich: „Zugemacht.“ Ant-

wortest du: „Ich kann's vor Hitze nicht aushalten“, so heißt es: „Such' dir ein anderes Gasthaus!“ Von dem stinkenden Atem gibt es viele, die an heimlichen Krankheiten, wie der so häufig vorkommenden spanischen oder französischen Krätze, leiden ... von solchen Kranken droht größere Gefahr als von Ausfägigen. Der bärtige Diener kommt wieder und legt auf so vielen Tischen, als er für die Zahl der Gäste für hinreichend hält, die Tischtücher auf, grob wie Segeltuch. Für jeden Tisch bestimmt er wenigstens 8 Gäste. Diejenigen, welche mit der Landessitte bekannt sind, setzen sich, wohin es ihnen beliebt; denn hier ist kein Unterschied zwischen Armen und Reichen, zwischen Herren und Dienern. Sobald sich nun alle an den Tisch gesetzt, erscheint wieder der sauer blickende Alte, zählt nochmals seine Gesellschaft nach und setzt dann vor jeden einen hölzernen Teller, einen Holzlöffel und nachher noch ein Trinkglas. Wieder etwas später bringt er Brot, das sich jeder zum Zeitvertreib, während die Speisen kochen, reinigen kann; so sitzt man nicht selten eine Stunde, ohne daß irgendwer Essen begehrt. Endlich wird der Wein von bedeutender Säure aufgesetzt. Fällt es nun etwa einem Gast ein, für sein Geld um eine andere Weinsorte zu ersuchen, so tut man anfangs, als ob man es nicht hörte, aber mit einem Gesicht, als wollte man den ungebührlichen Begehrrer umbringen. Wiederholt der Bittende sein Anliegen, so erhält er den Bescheid: „In diesem Gasthause sind schon so viele Grafen und Markgrafen eingekehrt und keiner hat sich noch über meinen Wein beschwert; steht er dir nicht an, so such' dir ein anderes Gasthaus!“ Denn nur die Adeligen ihres Volkes halten sie für Menschen und zeigen häufig deren Wappen. Damit haben die Gäste den Bissen für ihren bellenden Magen. Bald kommen mit großem Gepränge die Schüsseln. Die erste bietet fast immer Brotstücke mit Fleischbrühe, oder ist es ein Fast- oder Fischtag, mit Brühe von Gemüse übergossen. Dann folgt eine andere Brühe, hierauf etwas von



Historischer Weinkeller (über 120 Jahre alt)

Der berühmte
historische Weinkeller
von
Lutter und Wegener
in Berlin.

aufgewärmten Fleischarten oder Pöckelfleisch oder eingesalzenem Fisch (Haring?). Wieder eine Nusart, hierauf festere Speise, bis dem wohlbezügten Magen gebratenes Fleisch oder gesottene Fische von nicht zu verachtendem Geschmack vorgesetzt werden. Aber manchmal sind sie sparsamer und tragen schnell wieder ab. Am Tische muß man bis zur vorgeschriebenen Zeit sitzen bleiben, und dies wird nach der Wasseruhr bemessen. Endlich erscheint der bewußte Bärtige oder gar der Gastwirt selbst, welcher letzterer sich gar nicht von seinen Dienern in der Kleidung unterscheidet; dann wird auch etwas besserer Wein gebracht. Es ist zum Verwundern, welches Schreien und Lärmen sich erhebt, wenn die Köpfe vom Trinken warm werden. Keiner versteht den andern. Häufig mischen sich Possenreißer und Schalknarren in diesen Tumult, und es ist kaum glaublich, welche Freude die Deutschen an solchen Leuten finden, die durch ihren Gesang, ihr Geschwätz und Geschrei, ihre Sprünge und Prägeleien solch Getöse machen, daß der Stube der Einsturz droht und keiner den andern hört. Und doch glauben sie so recht angenehm zu leben und man ist gezwungen, bis tief in die Nacht hinein sitzen zu bleiben. Wünscht ein von der Reise Ermüdeter gleich nach dem Essen zu Bett zu gehen, so heißt es: er solle warten, bis die übrigen sich niederlegen. Dann wird jedem sein Nest gezeigt, und das ist weiter nichts als ein Bett, denn es ist außer den Betten nichts, was man brauchen könnte, vorhanden. Die Leintücher sind vielleicht vor 6 Monaten zum letztenmal gewaschen worden."

Die Betten waren oft so unbequem und starften derart von Ungeziefer, daß wohlhabende Reisende nach italienischer Art ihr vollständiges zusammengeklapptes Bett in einer Truhe mitführten, wie wir das von Bartholomäus Baumgartner wissen. Es gab aber auch damals Reisende, die mit deutschen Gasthöfen recht zufrieden waren. Sie rühmten besonders das Gasthaus „Zum Lindenmayer“ in Augsburg, den „Nürnberger Hof“ in Frankfurt am Main, den „Strauß“ in München, die „Goldene Gans“ in Nürnberg, den „Goldenen Engel“ in Baden-Baden. Philipp Haushofer meinte, das Gasthaus „Zu den sieben Kurfürsten“ in Jüterbog sei das beste in Deutschland. Im 17. Jahrhundert hob sich das Gastwirtsgewerbe wesentlich. Die Speise- und Schlafzimmer wurden nach Ständen getrennt, die Möbel bequemer gestaltet, jeder Fremde bekam jetzt ein eigenes Licht in sein Zimmer.

Kein Land besitzt so viele vom Zauber der Vorzeit umwobene Gasthöfe mit malerischen Fassaden und heimgelichen Innenräumen wie Deutschland. Und gerade in diesen Kleindien bürgerlicher Architektur waren Küche und Keller meistens ganz hervorragend. Aus ihrer großen Zahl seien nur

einige herausgegriffen. Das älteste deutsche Gasthaus, das Hotel „Zum Riesen“ in Miltenberg am Main, das schon im 12. Jahrhundert urkundlich belegt ist, beherbergte Barbarossa, Ludwig den Bayern, Karl IV., Luther, Gustav Adolf, Lilly, Wallenstein, Pappenheim, Christine von Schweden, Karl VI., Moltke und viele andere Dignitäre. Die Fürstenherberge „Zum goldenen Kreuz“ in Regensburg, in der Preußens und Bayerns Könige gerne einkehrten, war besonders durch den Liebesroman Karls V. mit dem Regensburger Bürgermädchen Barbara Blomberg berühmt geworden. Der Sproß aus diesem Verhältnis, der Sieger von Lepanto, soll 1547 auch in dem Gasthose geboren worden sein. In seinen Fremdenlisten finden wir das Kaiserpaar Franz Joseph und Elisabeth, die Zarin Alexandra, Kaiser Mar von Mexiko, Metternich und Bismarck. Im kleinen Saale des Gasthofs fand unter dem Vorsitz Wilhelms I. am 21. Juli 1865 die letzte Ministerkonferenz vor dem Kriege von 1866 statt. Eine Fürstenherberge, die namentlich bei der Einweihung des Niedermaldendekmals viele gekrönte Häupter aufnahm, ist der „Darmstädter Hof“ in Rudesheim.

„Wo ist der Stachel?“ lautet eine der ersten Fragen des Fremden, der Würzburg besucht. Das Weinhaus „Zum Stachel“ gehört freilich zu den bekanntesten Schenken der Welt. 1525 war es das Hauptquartier der fränkischen Bauern, von dem Morgenstern (Stachelfugel), den sie zum Fenster herabhängten, erhielt die trauliche alte Studenten- und Künstlerkneipe ihren Namen. In ihren Räumen hielten Götz von Berlichingen, Florian Geyer und Tilman Riemenschneider Kriegsrat. Heute ziehen die kostbaren fränkischen Tropfen und leckeren „Schmankerln“ den Einheimischen wie den Fremden mit unwiderstehlicher Gewalt dorthin. Einige Gassen weiter grüßen die reinen alten Renaissanceformen des „Sandhofs“ (1277 zuerst genannt), in dessen archaischen Räumen auch seit Jahrhunderten edler Steinwein kredenzt wird. 1632 beherbergte er die Gemahlin Gustav Adolfs. In dem renommierten Hotel „Barbarossa“ in Konstanz schloß der Rotbart 1183 Frieden mit den Langobarden. Das erstklassige „Inselhotel“ in Konstanz ist ein Unikum. Man diniert dort im Schiff einer alten Dominikanerkirche und wohnt in ehemaligen Mönchszellen.

Die Person des Wirtes ist von den einzelnen Zeitaltern sehr verschieden aufgefaßt worden. Immer verlangte man von ihm, daß er ein unbescholtener Mann sei. In alter Zeit stand er unter besonderem Schuß der Obrigkeit und hatte eine Art



Kreuzgang im Inselhotel zu Konstanz.

Lichtbild: E. Hausamann.

Aufsichtsrecht über die Gäste. Sein Eid galt freilich zuweilen nur bis zum Betrage von zehn Pfund. Im Zeitalter Goethes ist er schon ein angesehenes Mann, oft als Bürgermeister der Lenker der Stadt. In keinem Lande sind der Wirt und die Wirtin von Poesie und Malerei so verherrlicht worden wie in Deutschland. In allen Museenstädten preisen die Annalen milde Studentenväter, die mit Akung und Bargeld manchem flotten Burschen bis ins Philistertum hinein beigegeben sind. Kein Gasthaus der Welt aber ist durch Poesie so bekannt geworden wie „Auerbachs Keller“ in Leipzig. Das Haus wurde von 1530 bis 1538 für den Leibmedikus Dr. Heinrich Stromer erbaut. Bei den Messen spielte es eine wichtige Rolle; hatte es doch lange hundert Kaufgewölbe und Buden. Goethe kniepte hier 1766 gerne mit seinem Freunde Behrisch. Zu den Sehenswürdigkeiten des Lokales gehören zwei alte, auf Holz gemalte Bilder, wahrscheinlich von dem Maler Andreas Brefschneider 1625 gemalt. Das eine zeigt Faust im Kreise der Zecher am Tische, wo er, wie im Urfaust Goethes, die Hauptrolle spielt; das andere stellt seinen Takt dar. „Und wenn Goethe mit Behrisch und anderen frohen Gefellen beim Wein saß, da mag wohl sein feuriges Auge manchmal über die beiden altväterischen Bilder geglitten sein; hier sah er im Bilde den Schwarzkünstler, der ihm seit seiner Jugend eine bekannte Erscheinung war, am Orte seiner Taten, und im Geiste nahm vielleicht hier in Auerbachs Keller schon flüchtig Gestalt an, was einige Jahre später zunächst in Prosa im „Urfaust“ zu Papier gebracht wurde.“ (Vogel.) Eine beliebte Dichterkneipe ist auch die „Krone“ in Himmelsheim. Der Bremer Ratskeller ist durch die gemütvollen Phantasien von Wilhelm Hauff, die Weinstube von Lutter und Wegener durch die erglänzten Symposien von C. L. A. Hoffmann mit warmem poetischem Lichte übergoldet worden. Das schönste Denkmal hat dem deutschen Wirt Goethe in seinem Epos „Hermann und Dorothea“ gesetzt. Dabei gab er bekanntlich

dem Wirt „Zum goldenen Löwen“ die Porträtszüge seines eigenen Vaters. Aber auch zum Wirt in Lessings „Minna von Barnhelm“ ließen sich genügend Urbilder finden. Prachtvolle Schwarzwälder Wirtsgestalten stellt Scheffel in seinen „Episteln“ vor uns hin. Die deutsche Kellnerin hat Wilhelm Müller am schönsten besungen.

Die natürliche Fröhlichkeit, Gemütlichkeit und Musikalität des Österreicherers ließ einige Gaststätten Wiens und seiner Umgebung zu besonderem Rufe gelangen. Der Garten des Gasthauses „Zum Bierfack“ in Währing war ein Lieblingsplätzchen Schuberts; unter seiner Kastanie komponierte er den „Erlkönig“. In Dommayers Kasino in Hiesing spielte Johann Strauß Vater seine neuen Walzer und Joseph Lanner seine „Schönbrunner“. Eine alte, in Wort und Bild vielgefeierte Künstlerkneipe ist das Wirtshaus auf der Fraueninsel im Chiemsee. Durch seine einzigartige Urwüchsigkeit übt das Münchener Hofbräuhaus auf norddeutsche Reisende Jahr für Jahr eine starke Anziehungskraft aus. Das berühmteste von allen deutschen Gasthäusern ist aber die „Hirschgasse“, das altehrwürdige Pauklokal der Heidelberger Studenten.

Den stärksten Aufschwung nimmt das Gasthauswesen im 19. Jahrhundert durch die Verbesserung der Personenposten, das Aufkommen der Eisenbahnen, der Dampfschiffe und den Ausbau der Balneotherapie. Durch Zusammenschluß zu großen Verbänden (Internationaler Hotelverein, zu Köln 1869 gegründet, Deutscher Gastwirtsverband seit 1867), durch zahlreiche Luxusbauten mit allen Errungenschaften der Technik und Hygiene, durch Gründung hervorragender Fachschulen, vor allem durch eisernen Fleiß und weltmännische Umsicht hoben die deutschen Hoteliers und Gastwirte ihre Betriebe auf eine Höhe, welche auch die verwöhntesten Gäste zufrieden stellt. Den letzten starken Auftrieb brachten um 1900 das Auto und der Wintersport.



Lichtbild: Frieda Schumann.

Der Heidehof.

Mit dem 1. Preis ausgezeichnetes Bild des Lichtbildwettbewerbes „Der schöne Teutoburger Wald“.

Der schöne Teutoburger Wald.

Gedanken um das Ergebnis unseres gleichnamigen Lichtbildwettbewerbes.

Als wir im vergangenen Jahre zum zweiten Male den Lichtbildwettbewerb „Der schöne Teutoburger Wald“ für die Besucher des Teutoburger-Wald-Erholungsheimes (dessen gastliche Pforten bekanntlich in diesem Jahre zum ersten Male allen Beamten und Angestellten der Vereinigten Stahlwerke offenstehen) ausschrieben, lagen die Erfahrungen und Lehren des ersten Wettbewerbes hinter uns. Wir wußten, daß bei den Teilnehmern viel guter Wille vorhanden war, wir wußten aber auch andererseits — und dies war die Hauptlehre des vorjährigen Wettbewerbes —, daß zwischen Wollen und Vollbringen ein weiter Spalt klafft, dessen Überwindung im besten Falle nur wenigen Glücklichen gelingen würde.

Denn wenn sich auch — um mit einem der diesjährigen Preisträger zu sprechen — „dem Besucher des Teutoburger-Wald-Erholungsheimes unendlich viel Möglichkeiten bieten, den Charakter der Landschaft in ihrer stillen, beschaulichen Schönheit in sich aufzunehmen und besonders schöne Punkte, seien es Durchblicke, Baumgruppen oder verschwiegene Winkel, auf Platte oder Film festzuhalten“, so war doch damit zu rechnen, daß mindestens neun Bilder von zehn angefertigten wenig oder nichts von dem besonderen Reiz der westfälischen Landschaft verraten würden, den man „ganz bestimmt“ auf die Platte gebannt zu haben hoffte.

Gerade hierauf aber kam es uns vor allem an. Denn schließlich sollten die Bilder über den persönlichen Erinnerungswert hinaus dem unteiligen Beschauer die besondere Schönheit des Teutoburger Waldes und der westfälischen Landschaft in unmittelbarer Nähe des Erholungsheimes unter Beweis stellen. Allerdings nicht von einem eigens dazu bestellten Berufsphotographen mit betonter Absicht gesucht, sondern

von den Besuchern des Heimes auf ihren Erholungs-paziergängen und Wanderungen zwanglos entdeckt und mit glücklicher Hand eingefangen.

Lag doch der Sinn des Wettbewerbes — um noch einmal die Ausschreibung zu wiederholen —

„in dem Aufspüren und bildlichen Festhalten besonders schöner und reizvoller unbekannter Punkte in der Nähe des Erholungsheimes, sei es ein durchsonneter Winkel in den mächtigen Buchenwäldungen oder den dunklen Tannenforsten, sei es irgendein Ausblick von den unmittelbar hinter dem Erholungsheim aufsteigenden Höhen auf das westfälische Land oder die Hügelkette des Wesergebietes, oder seien es gar Ausschnitte von irgendeinem Fenster des Hauses auf das Vorgelände oder den Park. Gefordert wird lediglich, daß die im Lichtbild dargestellten Punkte im Umkreis von höchstens drei Wegstunden liegen oder die Aufnahmen in unmittelbarem Zusammenhang mit der im Erholungsheim verbrachten Ferienzeit stehen.“

Es kam also nicht nur auf das „Aufspüren“, sondern mindestens ebensosehr auf das „bildliche Festhalten“ an, zwo Forderungen, die immerhin verschiedene Nüsse zu knacken gaben. Wenn das Preisgericht trotzdem mit dem Ergebnis vorbehaltlos zufrieden war, dann kann man diese Bewertung eines ausgesprochenen Liebhaberwettbewerbes immerhin als Erfolg ansprechen, über den man sich freuen darf.

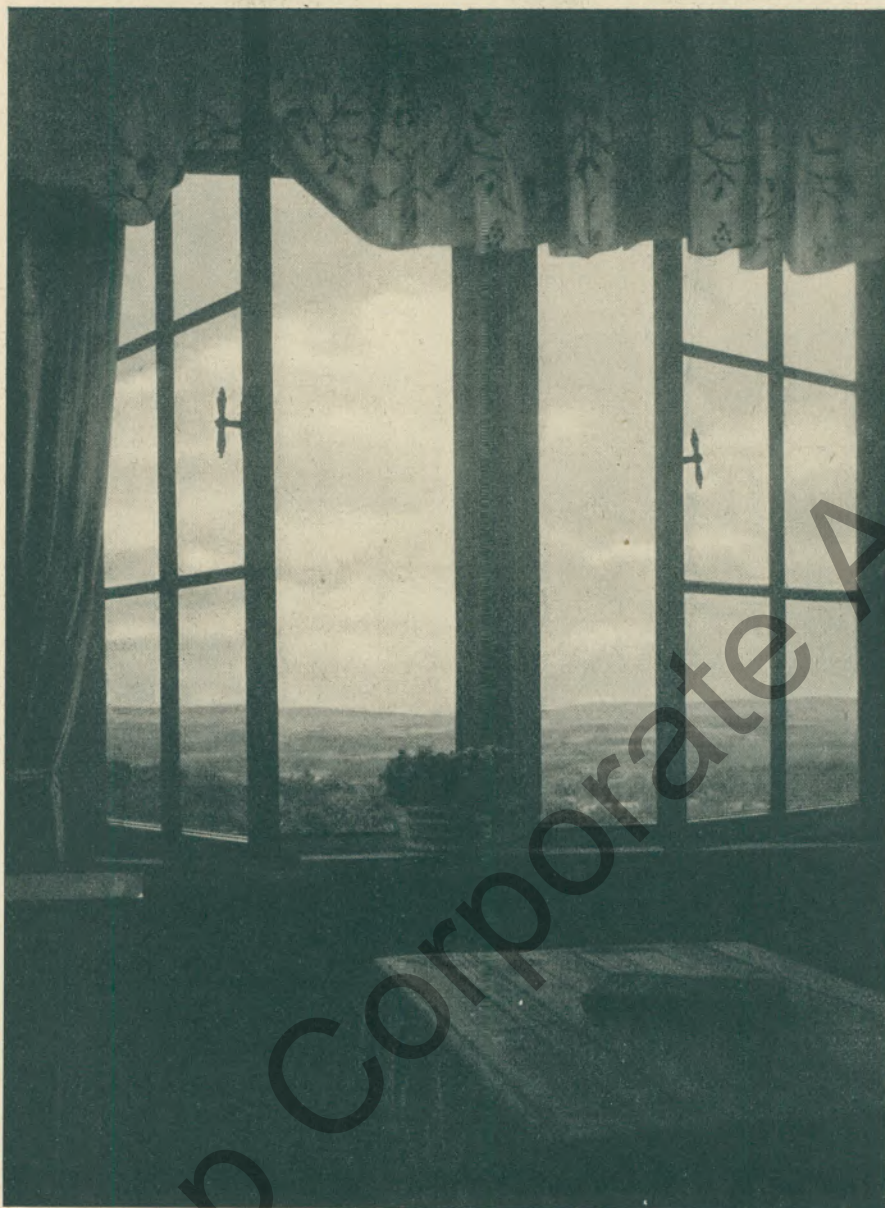
Das Ergebnis:

1. Preis: „Der Heidehof.“ Frieda Schumann, Vereinigter Rohrleitungsbau (Phoenix-Märkische) G. m. b. H., Berlin-Mariendorf.

Blick
aus meinem Fenster.

Lichtbild: Koch.

(2. Preis.)



2. Preis: „Blick aus meinem Fenster.“ Dipl.-Ing. Koch, Dortmunder Union, Dortmund.
3. Preis: „Blick vom Heim auf den Stillen Frieden.“ R. Hallensleben, Köln.
4. Preis: „Kammweg.“ W. Kuchenbecker, Düsseldorf-Oberkassel.
5. Preis: „Hier kegelt man in Licht und Sonne.“ R. Hallensleben, Köln.
6. Preis: „Weit, hoch, herrlich der Blick . . .“ R. Hallensleben, Köln.
7. Preis: „Ausblick.“ Dipl.-Ing. Koch, Dortmunder Union, Dortmund.
8. Preis: „Alt-Bielefeld.“ Hans Busse, Chemnitz.
9. Preis: „Blumengarten vor dem Heim.“ A. Mül-ler, Gelsenkirchener Bergwerks-A.-G., Essen.
10. Preis: „Waldheim Waterbör.“ Arnold, Mülheim (Ruhr).

Die abschließende, zusammenfassende Kritik.

Schon die Abbildungen einiger preisgekrönter Bilder lassen erkennen, wie vielseitig und zum Teil gegensätzlich die sich um das Heim bildenden Motive sind:

Von den Zimmerfenstern, von der Terrasse des Heims und vor allem von seinem Turm schweift

„weit, hoch, herrlich der Blick
rings ins Leben hinein
vom Gebirg zum Gebirg“.



K a m m w e g.
(4. Preis.)

Lichtbild: W. Kuchenbecker.



Ausblick.
(7. Preis.)

Lichtbild: Koch.



Blick vom Heim auf den Stillen Frieden.
(3. Preis.)

Lichtbild: Hallensleben.

Den Spaziergänger führen seine Schritte durch grüne Buchendome und dunklen Tannenwald auf den Kammweg, der stundenlang und meilenweit immer neue Blicke freigibt über die Höhen des Teutoburger Waldes und das fruchtbare, leicht gewellte Land der Roten Erde; oder durch lichte Eichen- und Kiefernforste neigt sich der Weg hangabwärts, der Senne zu, am Waldheim Waterlöör vorbei, vorbei an

uralten, unter breitdachigen Linden und knorrigen Eichen versteckt liegenden Bauern- und Heidehöfen, seit Jahrhunderten im Besitz wortkarger, blondschöpfiger westfälischer Bauerngeschlechter.

Und wer zur Abwechslung einmal nicht nur Natur knippen will, sondern plötzlich Sehnsucht nach seiner verräucherten Kegelbahn in Hamborn oder Dortmund verspürt, der versucht einmal, wie gut sich in einer mitten in Licht und Sonne gebetteten Kegelbahn „alle Neune“ werfen lassen; oder er stöbert in den verschwiegenen Winkeln Alt-Vielefelds herum und stellt dabei fest, daß man romantische „Rothenburger Motive“ mit offenen Augen auch im nüchternen Norddeutschland entdecken kann.

Die Zahl der Einsendungen, die versucht haben, den „Blick vom Heim“ einzufangen, läßt darauf schließen, daß dieses jeden Besucher immer von neuem in seinen Bann zwingende unvergleichliche Panorama als besonders charakteristisches Merkmal angesehen wurde. Daß die einwandfreie Lösung dieser reizvollen Aufgabe ihre ganz besonderen Schwierigkeiten hatte, über die die meisten gestolpert sind, wird verständlich, wenn man sich überlegt, daß es darauf ankam, Heim und Landschaft in unmittelbare Beziehung zu bringen, das heißt auf irgendeine Weise erkennen zu lassen, daß das Bild auch wirklich vom Heim aus aufgenommen ist.

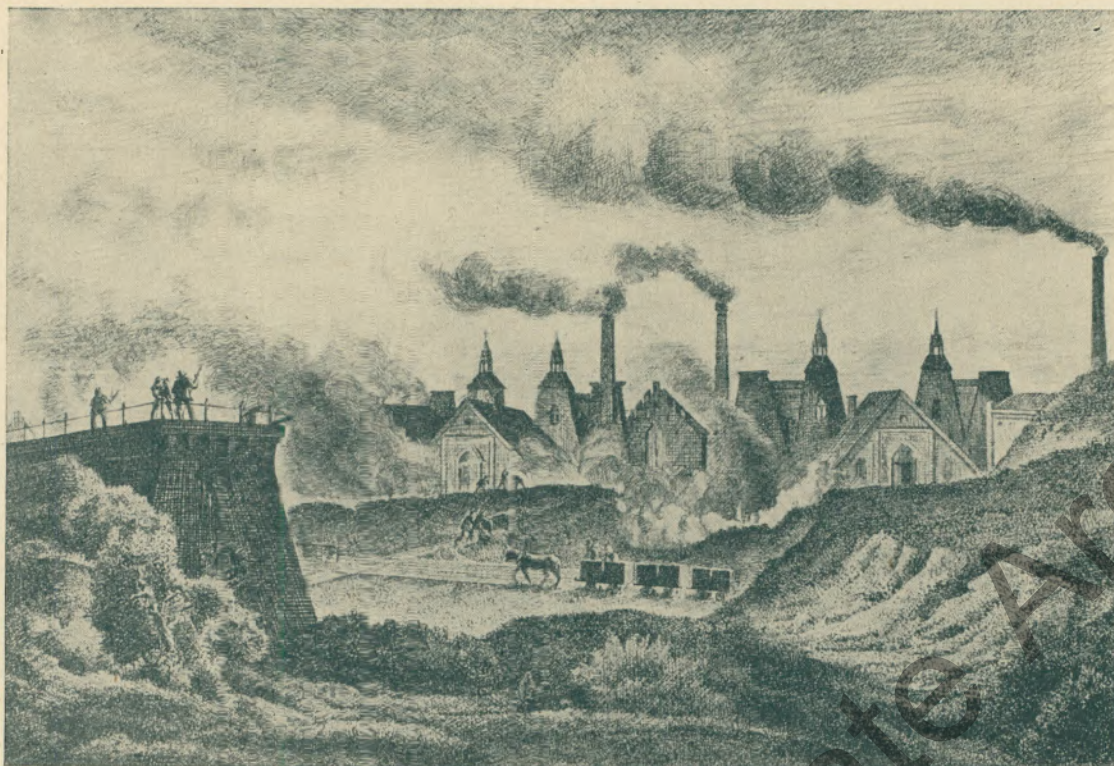
Jeder, der selbst „knipst“, kennt die damit verbundenen Schwierigkeiten, deren Spitze „Tiefenschärfe“ heißt. Am geschicktesten dieser Spitze Herr geworden und am glücklichsten außerdem in der Wahl des Motivs ist Dipl.-Ing. Koch mit seinem Bild „Blick aus meinem Fenster“. Eine photographische Meisterleistung, auf die der Einsender stolz sein darf.

Die dem Bilde beigehefteten Begleitworte: „Wer das Glück hatte, ein Zimmer im Obergeschloß zu bekommen, das diese großartige Sicht bietet, wird sich allmorgendlich dieses befreienden Blickes in weites deutsches Land erfreut haben“ werden durch die Aufnahme selbst glänzend bestätigt.



Hier kegelt man in Licht und Sonne.
(5. Preis.)

Lichtbild: Hallensleben.



Ansicht der Königs-Hütte (Oberschlesien) zu Anfang des 19. Jahrhunderts.

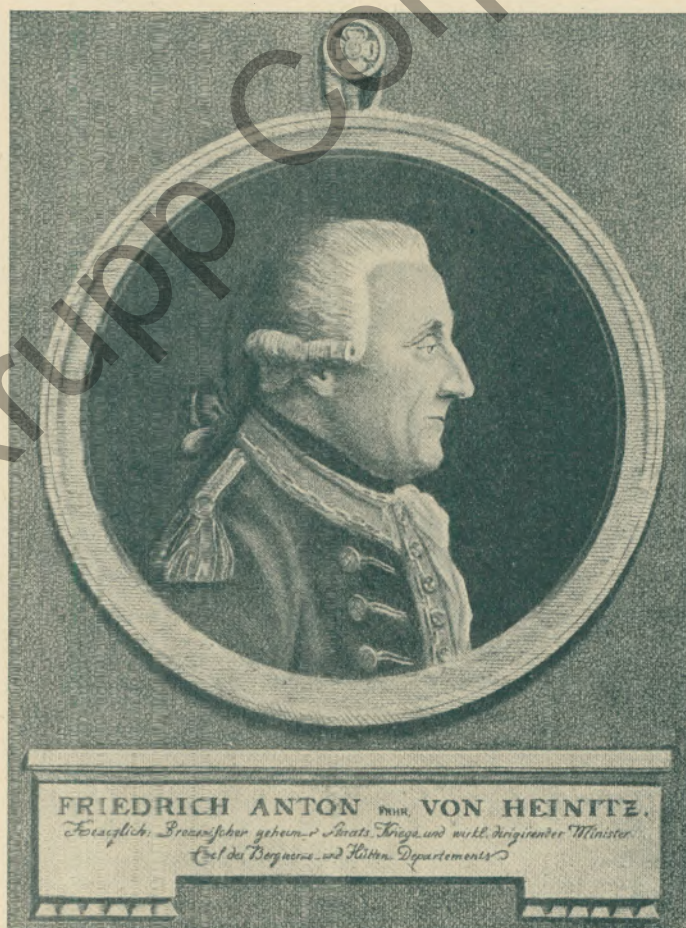
Friedrich Anton von Heinitz, der Schöpfer der ober-schlesischen Montanindustrie.

Als Friedrich der Große im Jahre 1740 in Schlessien einrückte, lag das Berg- und Hüttenwesen arg danieder. Aus dem Jahre 1741 besitzen wir ein Gutachten über die Zustände, wie sie zu Zeiten der österreichischen Verwaltung im schlesischen Bergbau herrschten, in Gestalt einer Eingabe des Mathematikprofessors Dr. med. G. H. Burghart vom Gymnasium zu Brieg an den Minister Münchow, worin er sich mit kräftigen Worten mit der kaiserlichen Regierung auseinandersetzt. Er geißelte die Art und Weise, wie man mit den Bodenschätzen umgegangen sei; keiner der Gewerken und Arbeiter sei unter Scharfberg, dem österreichischen Oberberghauptmann, gehörig bezahlt worden; taugliche, geschickte und gewerkverständige Leute hätten sich verzogen, ungeschickte, unerfahrene Stümper und Sudler, die mit Scheiden und Schmelzen nicht umzugehen wußten, hätten sich eingefunden. Salz- und Kohlenlieferanten habe man ebensowenig bezahlt, so daß viele Leute darüber an den Bettelstab gekommen seien; die armen glaskischen Bauern hätten viele tausend Gulden für gelieferte Kohlen zu fordern. Die Kammer sei gegen die Klagen taub gewesen, weil die Räte vom Bergwesen so viel Verstand gehabt hätten wie die Frösche Geden. Scharfberg habe durch seine bezaubernde Persuasion die, die ihr Geld vorschießen sollten, hinter das Licht geführt. Ehrliche Familien in Breslau seien durch ihn ruiniert, um zehn- und mehr tausend Gulden gebracht; er selbst habe nichts gehabt, um Ersatz zu leisten, und die Kammer habe hinterher erklärt, die Unter-

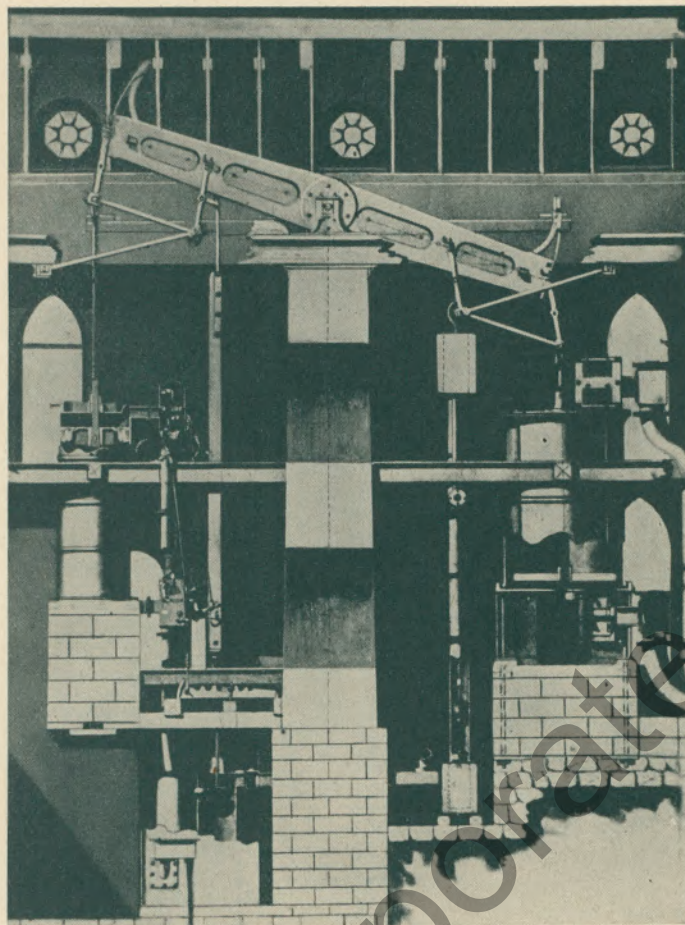
nehmungen seien ohne ihr Wissen gemacht worden. Es sei unmöglich gewesen, bis an den Thron zu dringen; „tausend undurchdringliche Barrieren“, fährt Burghart fort, „wußten so viele Personen, denen nichts daran gelegen war, vorzulegen, und besonders mußte ein redlicher Protestant nicht daran denken, weil man nicht leiden konnte, daß dergleichen verhasste Leute Kläger oder ehrlicher gekündet, als die am Ruder sitzenden Katholiken heißen sollten“.

Wie bekannt, entschloß sich Friedrich der Große sehr bald, das schlesische Berg- und Hüttenwesen wieder aufleben zu lassen, und im Verfolg dieses Gedankens entstanden zunächst in den fünfziger Jahren des 18. Jahrhunderts die Hüttenwerke in Malapane und Kreuzburg, von denen besonders Malapane eine Pflegestätte für damals neuzeitliche Eisen- und Stahlgewinnungsverfahren wurde. Aus anderen Industriegegenden Preußens, aus Brandenburg und dem Harz, warb man geschickte Hüttenleute an, die nicht nur bessere Verfahren mitbrachten, sondern auch deutsche Kultur in diese gottverlassene Gegend trugen.

Einen neuen Anstoß erhielt der Ausbau des schlesischen Berg- und Hüttenwesens mit der Berufung des Freiherrn von Heinitz zum Chef des preussischen Bergwerks- und Hüttendepartements. Damit wurde ein Mann auf diesen Posten berufen, der sicherlich als einer der genialsten Wirtschaftspolitiker des 18. Jahrhunderts gelten kann. Friedrich Anton Freiherr von Heinitz wurde am 24. Mai 1725 zu Dröschkau bei Mühlberg a. d. Elbe in Kurpfalz geboren. Zunächst im



FRIEDRICH ANTON VON HEINITZ.
*Geheimlicher Rath, Kriegs- und milit. dirigirender Minister,
Chef des Bergwerks- und Hütten-Departements*



Dampfgebläse
der Königshütte,
von Holzhausen
erbaut (1802).

Dienste des Herzogs von Braunschweig auf der Kammer und beim Bergkollegium in Blankenburg tätig, erweiterte er seine technischen und wirtschaftlichen Kenntnisse durch Reisen nach Böhmen, in das sächsische Erzgebirge, nach Schweden und Ungarn. 1763 berief ihn der Kurfürst von Sachsen als Geheimen Kammer- und Bergrat nach Dresden. Hier war er maßgebend beteiligt an der Errichtung der Freiburger Bergakademie, mußte aber nach etwa zehnjähriger Tätigkeit aus Gesundheitsrückgründen seinen Posten aufgeben. 1776 wurde er, anlässlich seiner Anwesenheit in Berlin, mit Friedrich dem Großen bekannt, der an diesem fachmännisch gebildeten, weitgereisten Mann großen Gefallen fand, zumal, da auch der Reichsfreiherr vom Stein ein außerordentlich günstiges Zeugnis über Heinis ausgestellt hatte.

Als Heinis seinen Posten antrat, lag beim Berg- und Hüttenwesen noch vieles im argen. Die Steinkohlenförderung in ganz Schlesiens betrug im Jahre 1779 kaum 273 000 Zentner, wovon auf das ober-schlesische Revier nur etwa 22 000 Zentner entfielen. Die Roheisenerzeugung betrug gegen Mitte des Jahrhunderts nur etwa 25 000 Zentner, welche lediglich den Bedarf Oberschlesiens decken konnten. 1780 erließ Heinis ein Verbot der Einfuhr fremden Eisens, wodurch der inländische Hüttenbetrieb gekräftigt wurde. Damit aber nicht genug: Heinis war eifrig bemüht, die Herstellungsverfahren zu verbessern, um dadurch die Preise zu senken. Den Arbeitern verschaffte er besondere Rechte, Freiheiten und Vorteile; er verbesserte die Fonds der Knappschaftsvereine und sorgte für hinreichende Ernährung der Arbeiter durch Anlagen von Kornmagazinen in schwachbevölkerten Gegenden. Den ober-schlesischen Privathüttenbesitzern eröffnete er einen Kredit auf der Hauptbank in Berlin und unterstützte ihre Arbeiten durch Rat und Tat, indem er erfahrene Staatsbeamte mit der Einführung der geplanten Neubauten beauftragte. Schon 1786 war die Roheisenerzeugung auf 165 000 Zentner, also auf das Sechsfache, angestiegen. Im Jahre 1800 belief sich die Erzeugung bereits auf 270 000 Zentner.

Diese außerordentlichen Ergebnisse erzielte Heinis zum großen Teil dadurch, daß er Beamte selbst erzog und an die richtigen Stellen setzte. Einer seiner nächsten Mitarbeiter und auch sein Nachfolger im Amt war der Freiherr von Reden, dem wohl neben Heinis das größte Verdienst an dem Ausbau der ober-schlesischen Eisenhüttenindustrie zukommt. Weiter sind noch zu erwähnen der spätere Oberberg- und Hüttenrat Büchling, der die erste Dampfmaschine in Preußen aufstellte, der geniale Maschinenbau- und Hüttenbauingenieur Holzhausen und der Bauinspektor Wedding, dem die bauliche Ausführung der ober-schlesischen Hütten anvertraut wurde.

Es hatte sich inzwischen aber mehr und mehr herausgestellt, daß die Holzbestände Oberschlesiens den Bedarf der Hütten an Holzkohlen auf die Dauer nicht decken konnten, so daß man gezwungen war, sich nach einem anderen Rohstoff für die Eisenhüttenindustrie umzusehen. In England war damals die Erzeugung des Roheisens mit Koks bereits allgemein üblich, und als der Hüttenbesitzer Homfray im Herbst 1786 nach Oberschlesien kam und man aus seinem Munde genaue Nachrichten über die Verwendung der Steinkohle im Eisenhüttenbetrieb erhielt, griff man diesen Gedanken auf, und so sehen wir, daß bereits im Jahre 1787 Versuchsfokungsversuche in Waldenburg angestellt wurden, bei denen auch der

englische Hüttenmann Wilkinson zugegen war. Die Angelegenheit kam jetzt nicht mehr zur Ruhe; man ging schrittweise vor, untersuchte zunächst die Brauchbarkeit des in Oberschlesien erzeugten Kokes für die Eisengewinnung und schritt dann zum Bau eines großen Hüttenwerkes in Gleiwitz, auf dem zum erstenmal die Herstellung des Roheisens mit Koks durchgeführt werden sollte.

Die von Wedding angeregte Verwendung der Dampfmaschine lehnte Reden mit der Begründung ab, daß es gewagt sei, gleichzeitig mit der Koksroheisenerzeugung sich auch noch eines Zylindergebläses mit Dampf-antrieb zu bedienen. Reden wollte erst sicher sein, daß sich die Koksroheisenerzeugung bewährte, und dann später die Dampfmaschine einführen. So kam im Jahre 1796 am 21. September der erste Koks-Hoch-ofen auf deutschem Boden auf dem königlichen Hüttenwerk in Gleiwitz in Betrieb, der nach anfänglichen Schwierigkeiten wieder aus-geblasen werden mußte, aber sich von der zweiten Hüttenreise an gut bewährte.

Dieser Erfolg veranlaßte König Friedrich Wilhelm III., im Jahre 1797 die Genehmigung zur Inangriffnahme für ein größeres Eisenhüttenwerk mit Dampfmaschinenantrieb zu geben, das in der Nähe von Chorzow gebaut werden sollte, da sowohl Koks als auch Erz hierher frachtilich günstig verbracht werden konnten. Große Schwierigkeiten bereiteten noch die Unterbringung der Arbeiter, die hierher verpflanzt werden mußten, sowie die Sicherstellung ihrer Ernährung. Zunächst wurden zwei Hochöfen errichtet, die durch eine gemeinschaftliche Gießhütte miteinander verbunden waren und die später, in den Jahren 1805 und 1818, vermehrt wurden. Zum Antrieb der Gebläsemaschine wurde eine einfachwirkende Dampfmaschine aufgestellt, die von dem schon erwähnten Maschinenbau-direktor Holzhausen in Gleiwitz gebaut worden war. Leider war es Heinis nicht vergönnt, die Inbetriebnahme dieses neuen Hüttenwerkes, der Königshütte, zu erleben, da er am 15. Mai 1802 an einer Hals-entzündung starb und der erste Hochofen der Königshütte erst im Sep-tember des gleichen Jahres angeblasen wurde.

Ein ganzes Vierteljahrhundert hat Heinis seine Kräfte insonderheit dem ober-schlesischen Bergbau und Hüttenwesen gewidmet. Die dortigen Einrichtungen waren maßgebend geworden für viele Hüttenwerke, die in späterer Zeit gebaut wurden, und mit Recht konnte er sich daher das Urteil ausländischer Fachleute zu eigen machen: „Ich glaube aus dem Munde von reisenden Engländern und Deutschen das Zeugnis an-führen zu dürfen, daß die ober-schlesischen, Ev. Majestät zustehenden Eisenhütten wegen des inneren Zusammenhanges ihrer Anstalten zu einer größeren Vollkommenheit gelangt sind als die einzelner englischer Hütten-besitzer.“

Ueber den Menschen Heinis erfahren wir einiges aus der Autobiographie des Freiherrn vom Stein, der seinem Lehrer und Freund folgende ehrenden Worte widmete: „Heinis war einer der vortrefflichsten Männer seines Zeitalters. Tiefer, religiöser Sinn, ernstes nachhaltendes Streben, sein Inneres zu veredeln, Entfernung von aller Selbstsucht, Empfänglichkeit für alles Edle, Schöne, unerschöpfliches Wohlwollen und Milde, fort-dauerndes Bemühen, verdienstvolle tüchtige Männer anzustellen, ihren Verdiensten zu huldigen und junge Leute auszubilden — waren die Haupt-züge dieses trefflichen Charakters und brachten die segensreichsten Früchte in dem seiner Verwaltung anvertrauten Geschäftskreise.“

Die Rundschau

Monatliche Auslese besonders beachtenswerter Aufsätze
aus deutschen und ausländischen Zeitschriften.

Ein schicksalhaftes Funktelegramm.

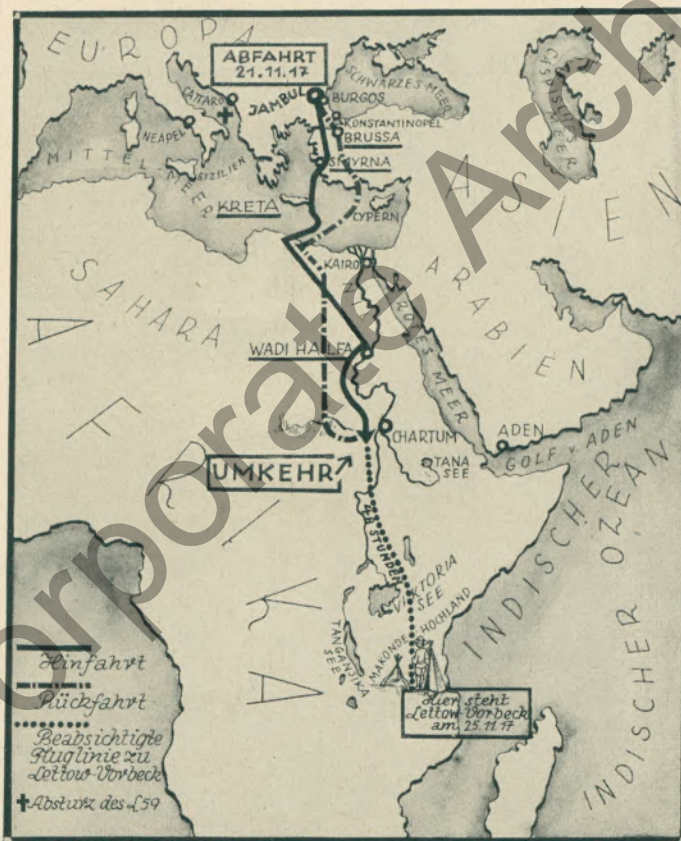
Aus der „Koralle“, Berlin.

Es ist das erstemal in der langen Geschichte der Menschheit, daß — in den blutigen Jahren des Weltkrieges — der Funk, die drahtlose Welle, sein Schicksalspiel um Sein oder Nichtsein der Völker beginnt. Deutschlands Kabel nach Übersee sind zerschnitten oder im Feindbesitz, und so bleibt als einziger Rufer an all die Kämpfer für Deutschlands Leben in der Fremde die Stimme der Antenne. Aber das weiß natürlich auch der Feind. Er weiß zudem, daß es zu dieser Zeit noch keinen Schutz gibt gegen das Abfangen einer solchen fliegenden Meldung. Jeder, der will, kann sie mithören. Sie wird deshalb nach einem vereinbarten Geheimcode gegeben.

Im Kriegsjahr 1917 wird durch englische Agenten der Geheimcode der deutschen Admittalität gestohlen. Er wird entziffert, und man weiß in Deutschland lange nicht, daß sein Geheimnis in der Hand des Feindes ist. Dieses Nichtwissen entscheidet über das Schicksal einer der märchenhaftesten Unternehmungen dieser an Abenteuern und Unwahrscheinlichkeiten mehr als gesättigten Zeit.

Am 21. November 1917, frühmorgens um fünf, ist der bulgarische Flughafen von Jambul in Alarmzustand. „L. 59“, das deutsche Riesenschiff vom Zeppelintyp, startet — nach Afrika. Um dieselbe Zeit hat dort, zu einem letzten Widerstand auf deutschem Kolonialboden, General v. Lettow-Vorbeck sein Häuflein weißer Truppen und die in Not und Tod ihm treu gebliebenen Askaris konzentriert. Er braucht Chinin, Munition und tausend andere Dinge, wenn er weiterkämpfen soll. Zu Lande und zu Wasser sind alle Verbindungen längst abgeschnitten. Eine einzige, letzte Möglichkeit zum Nachschub ist geblieben: die durch die Luft. Kapitänleutnant Voelckert erhält den Befehl, die Deutschen dort im fernen Innerafrika zu finden. Um das letzte Gramm Gewicht auszunützen, ist das ganze große Schiff aus Materialien zusammengesetzt, die nach der Ankunft bei Lettow-Vorbeck für die Truppen zu verwenden sind. Aus dem Aluminiumgerüst wird man Tragbahnen, Barackengerüste und sogar einen Funkturm bauen können. Ein Teil der Baumvollhülle, die das Gerippe umschließt, ist aus den für Verbandszwecke bestimmten Mullbinden hergestellt. Ein Teil der Hülle kann zur Anfertigung von Zelten und Tropenanzügen, die Gaszellen können zu wasserdichten Schlafsäcken verwendet werden. Selbst die Motoren haben ihre Rolle: sie sollen als Antriebsmaschinen für die Dynamos der an Bord für den General mitgeführten Funkstation dienen. Die Ladung dieser fliegenden Versorgungsanstalt macht, außerdem, das Gewicht von vier beladenen Eisenbahnwaggons aus. An alles ist gedacht, selbst Ersatzschlüssel und drei Säcke mit Nahrung sind dabei. Einen Großteil des Gewichtes machen die Waffen aus. Nicht weniger als 30 Stück Maschinengewehre führt „L. 59“ mit, dazu 230 Stück Maschinengewehrpatronen, 54 Stück Maschinengewehrpatronen, bis an den Rand gefüllt mit Munition. Außerdem 311 900 Stück Patronen, Gewehre, Reserveläufe, 61 Säcke Verbandstoffe und Medikamente, Nahrung in Konserven, Wasser, Benzin und Öl. 22 Mann Besatzung kommen dazu.

Das Schiff fährt ab. Durch Gewitter, Böen und Stürme stampft es weiter, gegen Süden, in die flimmernde Hitze des schwarzen Kontinents. Es weicht allen feindlichen Fliegern aus, noch ist es nur noch achtundvierzig Flugstunden von seinem Ziel entfernt. Die Funkstation an Bord ist gestört. Fieberhaft arbeiten die Ingenieure an ihrer Instandsetzung. Sie ahnen nicht, daß diese Arbeit ihr Schicksal und das Schicksal der ganzen phantastischen Expedition besiegelt. Endlich, auf der Höhe von Chartum,



Skizze der von L 59 zurückgelegten Strecke mit dem Ort, wo der Zeppelin durch das englische Telegramm aufgehalten wurde. L 59 ist wenige Monate nach seiner Afrikafahrt über der Adria (s. Kreuz auf der Karte) explodiert.

gelingt es ihnen, die Störung zu beheben. Sie bekommen Verbindung mit daheim, mit dem Admiralstab der deutschen Marine. Die erste Depesche läuft ein. Sie ist in der Chiffre der Marine gegeben. Bald ist sie entziffert. Immer wieder liest der Offizier die schicksalschweren Worte: „Letzter Stützpunkt Lettow-Vorbeck, Kevala, verlorengegangen. Ganzes Makondhochland im Besitz der Engländer. Teile Lettows gefangen. Rest nördlich hart bedrängt. Sofort umkehren!“ Nun liegt die Depesche in der Hand des Kapitänleutnants selbst. Seine Lippen werden ganz schmal. Tausende von Kilometern durch Feindesland hat er glücklich zurückgelegt. Nun ist er fast am Ziel. Umkehren? Sofort? Soll all das umsonst gewesen sein?! Aber für einen deutschen Offizier gibt es nur eines: gehorchen . . .

Zu derselben Stunde steht, immer noch, Lettow-Vorbeck's ganze Macht genau dort, wo die Nase von „L 59“ hinzeigt, auf dem Makondhochland. Kein Mann von seinen Truppen ist gefangen. Der deutsche Admiralstab hat keine Ahnung von dieser angeblichen Niederlage der Deutschen. Er kann also auch nicht gefunkt haben. Die ganze Depesche ist Schwindel. Der englische Intelligence Service hat sein Meisterstück vollbracht. Er hat sich als Naue getarnt, hat nach dem deutschen Geheimcode chiffriert und, ohne einen Tropfen Blut zu vergießen, erreicht, was seine eigenen Flieger, was die Elemente selbst nicht zu erreichen vermochten. Eine einzige Depesche hat genügt, den Lauf des siegreichen Luftriesen und seiner tapferen Zweihundzwanzig zu stoppen. Mitten im Krieg schicken die Engländer ein deutsches Schiff heim!

Rohstoffverbrauch der Industrie



Wieviel Rohstoffe brauchen wir aus dem Auslande?

Im vergangenen Jahre hat die deutsche Industrie bei einem Produktionswert von rund 41 Milliarden Reichsmark rund 5 bis 6 Milliarden Reichsmark Rohstoffe verbraucht. Genaue Angaben über die Gliederung dieser Rohstoffeinfuhr lassen sich heute noch nicht machen. Man kann aber an Hand der Zahlen des Jahres 1928, dem Jahre der besten Beschäftigung der deutschen Industrie, feststellen, wie groß der Rohstoffbedarf aus dem In- und Auslande bei Vollbeschäftigung ist. Der Umsatzwert der deutschen Industrie betrug damals rund 84 Milliarden Reichsmark (brutto) und damals wurden vom deutschen Gewerbe für etwa 17,5 Milliarden Reichsmark Rohstoffe gebraucht. Davon waren rund 10 Milliarden aus dem Inlande, 7,5 Milliarden aus dem Auslande. Natürlich ist bei den einzelnen Gruppen der Industrie der Anteil des ausländischen Rohstoffverbrauchs ganz verschieden. Absolut genommen, braucht die Nahrungs- und Genussmittelindustrie weitaus am meisten Rohstoffe aus dem Auslande. Nämlich für ungefähr 4 Milliarden Reichsmark im Jahr 1928. Dann folgen die Textilindustrie mit etwa 2 Milliarden RM., die Schwerindustrie mit etwa 900 Millionen RM. und die Lederindustrie mit etwa 540 Millionen RM.

Der Mineralreichtum Deutsch-Ostafrikas.

Aus einem Artikel von John Parkinson in „The Empire Review“, London. Der Verfasser war der Leiter der Ostafrika-Expedition des Britischen Museums in den Jahren 1927 und 1928. Später beschäftigte er sich im Tanganjika-Gebiet mit geologischen Arbeiten und wirtschaftlichen Fragen.

Das Mandatsgebiet von Tanganjika, das ehemalige Deutsch-Ostafrika, hatte im Jahre 1929 eine Bevölkerung von rund fünf Millionen. Auf je 10 000 Köpfe der Gesamtbevölkerung kamen 17 Europäer, in der nördlich davon gelegenen Keniakolonie dagegen 55 und in Südhodesien 450 Europäer.

Vor dem Kriege wurde viel zur Erforschung des Mineralreichtums dieses ausgedehnten Landes getan. Kohlenfelder wurden von dem Pionier Bornhardt im Südwesten entdeckt. Diamantenlager wurden in Mabuki, südöstlich vom Viktoriassee, festgestellt; aber vor 1921 wurde nichts zu ihrer Ausbeutung unternommen. Nahebei, in Sekenke und Ngasamo, wurde Gold gewonnen; auch Salz, Eisen und Glimmer wurden gefunden und in einigem Umfange auch gefördert. Nach dem Kriege machte man zunächst wenig Fortschritte in der Entdeckung und Erschließung der Bodenschätze, denn das Land mußte neu organisiert und neue Bergordnungen mußten ausgearbeitet werden. Auch jetzt ist es trotz der hingebenden Arbeit der Geologischen Landesanstalt und des Bergbauamtes immer noch nicht möglich, sich ein abschließendes Urteil über den Mineralreichtum des Gebietes zu bilden.

Im Augenblick wenigstens ist Gold das wichtigste Mineralprodukt des Landes; die Ausbeute betrug 1930 47 000 Pfund Sterling, 1931 58 450 Pfund Sterling und 1932 157 726 Pfund Sterling. Gold wird in drei Distrikten gefunden: im Norden angrenzend an das Kavirondogebiet bei Rakamega in der Keniakolonie, im mittleren Norden in Kindoa-Trangi und im Süden im Lupadistrikt, etwa 150 Kilometer von der nordhodesischen Grenze und nahe dem Lufthafen Mbena.

Der letztere Distrikt lieferte Anfang 1933 fast 70 % der gesamten Goldproduktion des Mandatsgebietes, und zwar ausschließlich aus Alluvial-

ablagerungen; die zahllosen Ader sind noch nicht in Angriff genommen. Der an die Keniakolonie grenzende nördliche Teil scheint auch eine gute Zukunft zu haben. Von den Deutschen wurde ein Gebiet von rund fünftausend Quadratkilometer mit bald größerem, bald geringerem Erfolg gründlich untersucht. Wahrscheinlich wird es in naher Zukunft eine ziemlich bedeutende Rolle spielen. Noch befindet sich der Goldbergbau in den Kinderschuhen; daß er sich weiterentwickeln wird, kann zuversichtlich behauptet werden.

Wenden wir uns nun von einer vielversprechenden zu einer enttäuschenden Industrie, die unter besseren Bedingungen außerordentlich ermutigend sein würde: die Diamantengewinnung. Ihr notleidender Zustand ist weder der Qualität noch der Quantität der Steine zuzuschreiben. Sie sind ausgezeichnet; eine kleine Fläche ergab 2600 Karat Diamanten. Man hat Steine bis zu 90 Karat gefunden, und es werden Preise bis zu 50 Pfund Sterling das Karat gezahlt. Wegen der schlechten Konjunktur droffelte man die Ausbeute, so daß sie von 100 000 Pfund Sterling im Jahre 1927 auf weniger als 10 000 Pfund Sterling im Jahre 1931 sank, und seitdem ist die Produktion ganz zusammengekrumpft.

Die Felder sind ausgedehnt. Die Diamanten kommen in einem breiten Landgürtel vor, der sich südöstlich vom Viktoriassee rund 200 Kilometer weit hinzieht. Die Diamanten liegen zum Teil in vulkanischen Durchbruchsröhren (Pipes), öfters aber in den Sanden alter vulkanischer Kraterkanäle, die in ihrem Wesen den besser bekannten Kimberlitvorkommen in Südafrika ähneln, obgleich sie oft viel größer sind. Von den beiden vom Diamantgürtel eingeschlossenen Feldern hat das nach dem Mabukifeld entdeckte Chingangafeld viele Steine von 2 bis 20 Karat geliefert; im ganzen sind etwa 30 Pipes bekannt, und es ist kaum ein Zweifel möglich, daß noch viel mehr vorhanden sind, die, wenn die Marktlage eine bessere wäre, entdeckt werden würden.

Zinn wurde bei Karagwe an der Westseite des Viktoriassees im Jahre 1924 in Gelsenstein gefunden, das einen östlichen Ausläufer von gewissen Quarziten und Griten, die für Teile Ugandas charakteristisch sind, darstellt. Dasselbe trifft auch auf das Kavirondo-Goldgebiet zu; geologisch gehört die Gegend um den See eher zu Uganda als zu dem Tanganjika-Gebiet oder der Keniakolonie. In den ersten Monaten des Jahres 1933 betrug die Zinnproduktion im Durchschnitt fünf Tonnen.

Es sind zwei Vorkommen von Kupfer bekannt: ein nördliches auf beiden Seiten der Eisenbahn westlich von Tabora und ein südliches nicht weit vom Lupa-Goldfeld. Keins von beiden — und sie sind sehr verschieden voneinander — findet sich in Gestein, das mit demjenigen des großen Kupfergürtels Nordrhodesiens und Katangas vergleichbar ist.

Die Gewinnung von Glimmer — sowohl Muscovit als auch Rubinglimmer — hielt sich lange Zeit hindurch auf ziemlich gleicher Höhe. 1925 betrug ihr Wert noch 31 532 Pfund Sterling. Danach sank sie rasch und erreichte ihren niedrigsten Stand 1930/31. Von 6128 Pfund Sterling im Jahre 1930 sank sie auf 2600 Pfund Sterling im Jahre 1931. Seitdem ist jedoch eine Zunahme zu verzeichnen.

Viele andere Minerale sind gefunden worden: Graphit und Granat im Südoften, Asbest in der Nähe der Glimmerminen bei Morogoro, etwa 150 Kilometer westlich von Darassalam, Molybdän, Nickel und Korund sowie radioaktive Mineralien.

Salz und Kohle sind noch zu erwähnen. Das erstere liefert eine stetige Einkommensquelle aus dem Binnenhandel und dem Export nach dem belgischen Kongo. Die Kohlevorkommen sind noch unerschlossen, bieten aber für die fernere Zukunft große Möglichkeiten. Im Lande befinden sich Seen, die gewöhnlich beinahe ausgetrocknet sind und ungeheure Mengen Salz und andere Alkalien enthalten, wie zum Beispiel Soda. Es handelt sich geographisch um eine Fortsetzung des Magadi-Codasees in der Keniakolonie.

Die vorhandenen Kohlenlager sind von gewaltiger Ausdehnung: allein zwei Felder in der Nähe des nördlichen Endes des Njassasees umfassen nach vorsichtiger Schätzung 800 Millionen Tonnen. Vier oder fünf Gebiete, die vielleicht ausgebeutet werden können, sind bekannt; sie werden von keiner Eisenbahn berührt, und da unter den günstigsten Umständen der Transport der unnützen Asche eine kostspielige Angelegenheit ist, so wird möglicherweise die Verarbeitung an Ort und Stelle mittels einer Destillationsanlage und die Erzeugung von Heizöl und Nebenprodukten, wie zum Beispiel Holzkohle, obgleich zu Anfang kostspielig, das Mittel sein, diese ungeheuren Brennstofflager schließlich nutzbar zu machen.

Die französische Front der Furcht.

Aus einem Artikel von Reginald Grant in „Pearson's Weekly“, London.

Ich bin soeben von einer Besichtigung der französischen Grenzen zurückgekehrt. Fünf Tage lang war ich Augenzeuge der großartigsten militärischen Vorbereitungen, die die Welt je gesehen hat. Vom Kanal bis zur Riviera habe ich Tausende von Männern eine Kette aus Stahl und Beton schmieden sehen: gewaltige unterirdische Festungen, Blockhäuser, unerschütterliche Bollwerke, Drahtverhaue, Geschützstände, bewegliche Forts und Schützengräben.

Auf einer Strecke von 300 Kilometer zählte ich 300 Blockhäuser und Kasematten, jedes mit Schnellfeuergeschützen, Maschinengewehrständen und unterirdischen Giftgaskammern.

Überall Soldaten in den uns bekannten blauen Uniformen. Bewaffnete Wachen an jeder Ecke, überall an den Landstraßen Warnungstafeln, die Neugierige abschrecken sollen. Zu allen Seiten frisch aufgeworfene Erde und schweißtriessende arbeitende Menschen, Lärm von Dampfseifen, Traktoren und Getrampel von Männern. Dasselbe wiederholt sich auf einer Strecke von Hunderten von Kilometern ununterbrochen.

Diese erstaunlichen militärischen Vorbereitungen bilden Frankreichs Versicherungspolice gegen eine Invasion. Es ist eine sehr kostspielige Police, denn wenn die Befestigungen vollendet sind, werden ihre Kosten sich auf rund 50 Millionen Pfund Sterling belaufen.

Man könnte es eine Front der Furcht nennen. Aber nach den bösen Erfahrungen von 1914 will Frankreich es diesmal nicht darauf ankommen lassen. In der Tat hält Frankreich die Notwendigkeit einer baldigen Fertigstellung seines stählernen Bollwerks für so dringend, daß die Arbeit, die eigentlich erst 1935 beendet sein sollte, mit der größten Eile betrieben wird, damit sie noch in diesem Jahre zum Abschluß gelangt.

Die beste Art und Weise, die Überraschungen zu erklären, die Frankreich für jeden, der es angreift, in Bereitschaft hält, ist, ein Bild von dem zu malen, was an dieser waffenstarken Ostgrenze geschehen würde, wenn morgen Feindseligkeiten ausbrächen.

Zunächst würde einem neuen Krieg der Vorstoß von Beobachtungsflugzeugen vorangehen. Aber die feindlichen Piloten würden nicht das Allergeringste von den französischen Verteidigungswerken sehen, denn sowie jedes neue Fort fertiggestellt ist, wird es durch Berge von Erde sorgfältig versteckt, und nur ein getarnter Eingang im Hintergrund bleibt offen.

Sobald aber die feindliche Infanterie vorrückt, treten die unterirdischen Befestigungen in Aktion. Aus dem Innern der Erde kommen — von gewaltigen hydraulischen Maschinen vorwärtsgetrieben — Riesengeschütze von bis heute unbekanntem Kaliber herangequollen.

Ein Druck auf den Knopf, und weitere Maschinen setzen sich in Bewegung, die tausend Maschinengewehre mit voller Besatzung auf elektrisch angetriebenen Plattformen in Position bringen.

Ein weiterer Druck auf einen Knopf, und über zweitausend Ventilatoren, die Giftgase aus den unterirdischen Räumen vertreiben, setzen sich in Bewegung.

Gleichzeitig können mit Hilfe eines ausgedehnten Telefonsystems Tausende von Truppen, die auf einer Strecke von 300 Kilometer in unterirdischen Gängen versteckt liegen, durch ein Netz von elektrischen Eisenbahnen an jedem gegebenen Punkt konzentriert werden.

So würde in weniger als 15 Minuten von dem Zeitpunkt an, wo der erste Alarm gegeben wird, die ganze Befestigungslinie von einem Ende zum andern ein Flammenmeer von Geschützfeuer sein. Sollte es dem Feinde gelingen, durch die bloße Wucht seiner Massen nahe heranzukommen, so kann das militärische Gehirn, das die Verteidigung der Forts leitet, Hunderte von Flammenwerfern in Aktion treten lassen.

Außerdem ist jedes Fort mit neuen und sehr wirksamen todbringenden Apparaten zur Verbreitung von Gas versehen. Sollte der Wind in der richtigen Richtung wehen, so ist es dem Kommandanten möglich, binnen wenigen Sekunden seine ganze Front mit tödlichem Giftgas zu maskieren.

Nein, Frankreich will sich diesmal nicht überrumpeln lassen. Es hat aus Namur und Lüttich seine Lektionen gezogen.

Auf meiner Reise sah ich in der Nähe von Straßburg Truppen in die neue Festung Müzig einrücken. Diese Festung, so sagte man mir, ist das Meisterwerk des ganzen Verteidigungssystems — so stark, so schlaue geplant und angelegt, daß auch die größten je hergestellten Kanonen ihr wenig oder nichts anhaben können.

Die Festung Müzig ist eine unterirdische Stadt, ein Wunder an militärischem Erfindungsgeist. Ganz abgesehen von ihrer Verteidigungsanrüstung bietet sie den dort stationierten Truppen viele der Bequemlichkeiten eines erstklassigen Hotels. Es gibt dort moderne Badezimmer für Offiziere und andere Chargen, Läden, Telefone, elektrische Küchen, Rundfunk und Vortragssäle. Sogar ein Raum ist vorhanden, in welchem Filme gezeigt werden können.

Eine Vorstellung von der ungeheuren Größe dieser Forts kann man sich machen, wenn man hört, daß man zu einem Rundgang um dieselben eine halbe bis drei Viertel Stunden gebraucht.

Zwei der größten Forts sind das Hochwaldfort und das Hackenbergfort. Zu letzterem gelangt man durch einen Schacht, ähnlich dem eines Kohlenbergwerks. Unten zweigen ein halbes Duzend strahlend erleuchteter und überraschend gut gebauter Straßen in verschiedenen Richtungen ab. Auch eine elektrische Eisenbahn ist vorhanden, die das Fort mit den Nachbarforts unterirdisch verbindet. Das Hochwaldfort dagegen ist in der Hauptsache über der Erde erbaut. Es besteht aus hundert Hektar Stahl und Beton, die durch eine ungeheure Kuppel aus bombensicherem Metall gekrönt sind, und ist von weither sichtbar — ein wahres Gibraltar. Dies eine Fort allein, so sagte man mir, hat mehr als eine Million Pfund Sterling gekostet.

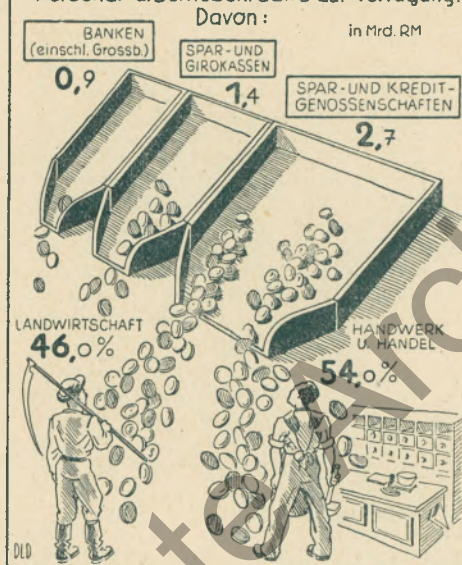
In einigen dieser Forts, wo die Mannschaften fünfzig Meter unter der Erdoberfläche schlafen, ist es möglich, die Geschütze automatisch durch einen Schalter in Tätigkeit zu setzen, ohne daß ein einziger Artillerist seine unterirdische Höhle zu verlassen braucht.

Das Artilleriesystem ist so eingerichtet, daß sein Kreuzfeuer jeden Zoll der ganzen Front bestreichen kann.

„Nicht ein einziger wird hier vorbeikommen, nicht einen einzigen Fußbreit Boden werden sie gewinnen“, sagte mir ein französischer Offizier.

Die Kreditversorgung des Mittelstandes

Ohne langfristige Realkredite halte der deutsche Mittelstand 1933 rd. 5 Mrd. RM Personal- u. Betriebskredite zur Verfügung.



Woher erhält der Mittelstand seine Kredite?

In seiner Rede am 21. März wies der Führer darauf hin, daß sich das wiederkehrende Vertrauen zu Staat und Wirtschaft am deutlichsten in dem wiedererwachten Sparwillen der Bevölkerung zeige. Fast um 1 Milliarde RM. stieg die Summe der Spareinlagen im Jahre 1933 und dieses Geld floß der Wirtschaft als Kredite zu. Das Bild zeigt, daß der Mittelstand vorwiegend Personal und Betriebskredite von den Spar- und Kreditgenossenschaften sowie von den Spar- und Girokassen erhielt. Die Banken aller Art geben dem Mittelstand nicht einmal ein Fünftel seiner Kredite. Man sieht also, daß der Mittelstand sich selbst mit dem nötigen Betriebskapital versorgt, indem durch Vermittlung der Kreditgenossenschaften das Geld, das an der einen Stelle gespart wird, dem Mittelständler aus der Genossenschaft wieder zugute kommt, oder indem die Spargelder der Arbeiter, Bauern und Mittelständler wieder dem Mittelstande zufließen.

Nach alledem, was ich von Calais bis zum Rhein, von Luxemburg bis nach der Schweiz gesehen habe, zweifle ich nicht einen Augenblick daran.

Der stärkste Punkt dieses erstaunlichen Verteidigungssystems ist die elsass-lothringische Gegend. Hier sah ich alle drei bis vier Kilometer ungeheure Forts im Bau. Viele bereits fertiggestellte waren weiter nichts als schwarze Erdhügel, die nichts von der militärischen Macht unter der Erdoberfläche verraten.

Vielleicht die schwächsten Teile der Verteidigungslinie befinden sich auf der Strecke von Dünkirchen nach Luxemburg. Aber auch hier hat Frankreich geheimnisvolle Vorbereitungen getroffen, denn ganze Strecken dieses Gebiets können mehrere Fuß tief unter Wasser gesetzt werden. Dann hörte ich noch seltsame Geschichten von transportablen Forts, die in diesem Gebiet zur Verwendung gelangen sollen: Riesenkonstruktionen aus Stahl, die Geschütze, Betongräben, Drahtverhaue und andere Kriegshindernisse tragen, können jederzeit an einem gegebenen Punkt konzentriert werden. Diese „fliegenden“ Forts sollen den Truppen den erforderlichen Schutz gewähren, während sie sich unter feindlichem Feuer in die Erde eingraben.

Der große französische Verteidigungsplan sieht ferner die Untermi- nierung großer Gebiete in den Vogesen und der hauptsächlichsten Gebirgspässe wie auch von Wegen und Brücken in den Alpen von Norditalien bis Nizza vor. Ganze Strecken von meilenlangen Wegen, so wurde mir erzählt, können durch den Druck auf einen Knopf in die Luft gesprengt werden.

Der Kopf, der dies gigantische System lenkt, ist General Wengand, der neue Napoleon Frankreichs, aber das militärische Genie, das ihn erdachte, ist André Maginot, der französische Kriegsminister, der einst ein einfacher Soldat war.

Die Furcht vor einem feindlichen Angriff auf dem Wege über die Schweiz war die Veranlassung zu der Vervollständigung der Befestigungen im Süden, die bis dahin als schwacher Punkt in der Verteidigungslinie eine Quelle von Beunruhigungen gewesen waren.

Man glaubt, daß diese Verteidigungsanlagen sich gegen jeden Angriff zu Lande von Osten her behaupten werden, aber wie steht es mit einem Angriff aus der Luft?

In der Antwort auf diese Frage liegt der Grund, weshalb Frankreich heute nach einer viel stärkeren Luftstreitmacht strebt.

Der Grundzug der deutschen Seele.

Aus einem Artikel von Louis Reynaud, Professor an der Universität Lyon, in der „Revue Bleue“, Paris.

Bei den Deutschen ist die Welt der unterbewußten und unbewußten Empfindungen viel reicher als bei den Franzosen. Ihr ganzes geistiges Leben ist davon durchdrungen, empfängt davon Farbe und Form.

Ständige Lebendigkeit alles dessen, was an Bagem und Instinkthafem sich unter der Schwelle des klaren Bewußtseins regt, gibt der deutschen Seele ihr charakteristisches Gepräge. Deutsche Wissenschaft und Philosophie beweisen ihre Stärke mehr in Auswirkungen einer feinfühligsten Vorstellungskraft als in rationalen Gedankengängen. Zwischen dem Unterbewußtsein und dem Bewußtsein gibt es beim Deutschen nicht die scharfe Trennung wie beim Franzosen. Der deutsche Intellekt formt ein organisches Ganzes, das von den Kräften des Unterbewußtseins gelenkt wird. Darauf beruht der deutsche „Individualismus“ oder besser „Subjektivismus“. Denn gerade die Gemütskräfte unseres Wesens geben jeder Individualität ihre besondere Prägung; der Verstand dagegen, eine abstrakte, im wahren Sinne des Wortes allgemein menschliche Fähigkeit, gleicht die Individuen einander an.

Der instinktive Charakter der deutschen Seele, die enge Verbindung, die zwischen den höheren seelischen Fähigkeiten und den unterbewußten und bewußten Kräften der Tiefe des Lebens besteht, kommt deutlich in der deutschen Sprache zum Ausdruck, die in allem der unseren entgegengesetzt ist. Das Französische ist eine abgeleitete Sprache, das Deutsche eine Ursprache. Im Französischen haben die Wörter einen abgegrenzten, durch jahrhundertelangen Gebrauch genau festgelegten Sinn. Die Wortwurzeln, Vor- und Nachsilben, die dazu gedient haben, die Wörter zu bilden, haben fast vollständig ihre ursprüngliche Bedeutung verloren. Wir sehen nur noch das Resultat, das isolierte Wort. Die tatsächliche Überlegenheit der deutschen Sprache ist in dem Reichtum und dem äußerst bildhaften Charakter ihres konkreten Wortschatzes und in der Fähigkeit begründet, durch den Gebrauch abgetrennter Wortteile — wie im Englischen und sogar noch stärker — alle Abstufungen der Empfindung und Bewegung wiederzugeben und sich dem Leben der Seele enger anzupassen als das Französische, und zwar gerade wegen der unbestimmten Bedeutung der zusammen- gesetzten Wörter.

Der deutsche Satzbau zeigt noch klarer als der Wortschatz den tief wurzelnden Antiklinalismus dieses Volkes. Im Französischen stellen wir das Subjekt und seine Ergänzungen an die Spitze, dann folgt das Verb und was davon abhängig ist. Wir gehen vom Wesentlichen zum Nebensächlichen. Wir folgen einer analytischen und logischen Ordnung. Unsere Sprache wendet sich an den Verstand. Das Deutsche ist dagegen vom Instinkt beherrscht und folgt einer dem Logischen entgegengesetzten Ordnung. Es geht vom Nebensächlichen zum Wesentlichen über, als gehorche es einer Art von musikalischem Crescendo. Sein Rhythmus steigt deutlich an. Eigenschaftswort und Partizip werden dem Hauptwort vorgeordnet, das infolgedessen oft nach einer langen Reihe näherer Bestimmungen erscheint — wie ein König am Ende eines Zuges von Würdenträgern, die Seine Majestät ankündigen.

Die zusammenhängende Rede ruft im Deutschen dieselben Eindrücke hervor wie der alleinstehende Satz. Sie wird nicht in erster Linie, wie bei uns, von dem völlig klaren und bewußten Intellekt geleitet, der einteilt, unterscheidet und logische Verknüpfungen schafft; die ganze Seele ist daran beteiligt, und zwar mehr noch durch ihre instinktiven und halb unbewußten als durch ihre intellektuellen Kräfte.

Im einzelnen wie im ganzen verfährt der Deutsche synthetisch, nicht analytisch. Er will alles auf einmal ausdrücken. Neben dem Verstand leiten ihn Empfindung und Phantasie, was einen unbestreitbaren Vorteil für die Dichtung, aber einen recht zweifelhaften für die Prosa bedeutet.

Die Deutschen gleichen oft diesen Fehler einer logischen Gliederung durch ein anderes Verfahren, das Systematisieren, aus. Der Geist des Systematisierens ist sehr verschieden von dem Ordnungsbedürfnis, wie wir Franzosen es empfinden. Er wirkt von außen, nicht von innen. Er ist nicht das Produkt des Intellekts, der sich bemüht, die Dinge zu verstehen und sie einzuordnen, sondern der Phantasie, die nach großartigen Ideengebäuden verlangt. Die Phantasie entdeckt an dem Gegenstand ihrer Betrachtung eine interessante Deutung. Sie wendet diese Deutung alsbald auf alles Gleichartige an, indem sie sie je nach Bedarf umformt und willkürlich deutet. Aber es wird so der Eindruck der Einheit, der Synthese, hervorgerufen.

Niemand wird leugnen, daß die Neigung zum Systematisieren bei Kant oder Hegel zu bedeutenden Erfolgen geführt hat, trotz der künstlichen Konstruktionen und der offensichtlichen Übertreibungen, zu denen er diese Philosophen oft veranlaßt.

Deutschland hat immer wieder im Laufe seiner Geschichte diesen Grundzug, die innige Verschmelzung des Unterbewußten und Unbewußten mit dem Verstandesmäßigen, des Gefühls mit dem Intellekt, mit anderen Worten also: den „Subjektivismus“ verteidigt und gegen die fremden

Einflüsse, die ihn zurückdrängen versuchten, behauptet, insbesondere gegen den lateinischen und französischen Einfluß. Die erste dieser Gegenwirkungen ist auf religiösem Gebiet zu verzeichnen — die Reformation.

Die Religion ist die Grundlage des ganzen moralischen und intellektuellen Lebens eines Volkes. Die von Luther verkündete Religion gab dem einzelnen seine Selbstständigkeit wieder und verlangte von ihm nur den Glauben und die Liebe. Die katholische Theologie, vor allem Thomas von Aquin, hatte den Mystizismus durch den Rationalismus eines Aristoteles korrigiert. Sie ließ eine Art Mitarbeit des Menschen an seinem Seelenheil zu. Die göttliche Gnade vollendete das Werk des durch die Vernunft geleiteten menschlichen guten Willens. Luther vernichtete zunächst den Menschen, beraubte ihn jedes höheren Anrechtes, jedes freien Willens, um ihn dann in seiner Vereinigung mit Gott zu erhöhen. Weit öffnete er dem Mystizismus die Tore. Dieser Mystizismus, in dem das individuelle Empfinden der einzige Gesetzgeber war, überflutete mit dem „Pietismus“ vollständig das religiöse Leben. Trotz seiner Abneigung gegen Dogmen und Riten hatte Luther einige davon beibehalten müssen, da er ja eine Kirche gründete. Im siebzehnten Jahrhundert fanden sich Lutheraner, die der Ansicht waren, daß diese Dogmen und Riten überflüssig seien, daß sie den Flug der Seele lähmten. Man nannte sie „Pietisten“ nach den Collegia pietatis, in denen sie sich versammelten. Für sie bestand die Religion ausschließlich in seelischen Ergüssen von mystischer Zartheit. Der Pietismus breitete sich im deutschen Bürgertum des achtzehnten Jahrhunderts mit äußerster Schnelligkeit aus. Er ist der Nährboden, aus dem das gesamte geistige Leben des heutigen Deutschland, insbesondere seine Literatur, hervorgewachsen ist.

Der Pietismus begann damit, die deutsche Literatur von einer fremden Vormundschaft zu befreien. Das war indessen nur ein Vorspiel. Das Entscheidende war etwas später der „Sturm und Drang“, der 1770 die deutsche Literatur wirklich freimachte und auf eigenen Boden stellte. Es war eine stürmische Forderung nach Subjektivismus, mit der der Reformator vergleichbar. Man ließ der Phantasie und der Empfindung die Zügel schießen. Jeder Schriftsteller glaubte bezüglich Inhalt und Form nur sich selbst verantwortlich zu sein. Unbestreitbar war diese Revolution, an der der junge Goethe und der junge Schiller mit Begeisterung teilnahmen, für die deutsche Literatur besonders fruchtbar, während die direkte Nachahmung des französischen Klassizismus sie teilweise irregeführt und ge- lähmt hatte.

Die Erregung ließ jedoch nach. Es kam sogar zu einer Gegenbewegung, zu der Goethe das Signal gab. Man war zu weit gegangen. In dem Wunsche, den abstrakten Verstand zurückdrängen und dem dichterischen Instinkt den ihm gebührenden Platz einzuräumen, war man zur Anarchie gelangt. Es gibt in der Literatur, wie in allen Künsten, Regeln, die man nicht vernachlässigen darf, ohne in Zusammenhanglosigkeit und Maßlosigkeit zu verfallen. Ein Schriftsteller schreibt nicht nur für sich selbst. Er schreibt auch für die andern; und wenn er von ihnen verstanden werden will, so muß er ihrer Auffassung einige Zugeständnisse machen.

Für die deutsche Literatur begann nun die „klassische“ Zeit. Goethes „Iphigenie auf Tauris“ und „Torquato Tasso“ sowie die großen Meisterdramen Schillers entstanden. Niemals war Deutschland für die westliche Kultur griechisch-lateinischer Tradition weiter geöffnet. Diese Werke stellen das Mindestmaß an Subjektivität dar, mit dem sich die deutsche Seele zufrieden geben kann.

Anscheinend war das schon zuviel von ihr verlangt. Nach dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts begann mit der Romantik ein neues Vordringen des Subjektivismus. Sie begeisterte sich von neuem für die Schöpfungen der „barbarischen“, „primitiven“ Epochen, insbesondere für das Volkslied.

Deutschland lernte dann alle die Gegenströmungen kennen, die sich bereits überall in Europa geltend gemacht hatten, den Neoklassizismus, Realismus, Naturalismus, aber diese Strömungen beeinflussten den romantischen Subjektivismus in Deutschland noch viel weniger als anderswo. Er blieb das herrschende Gesetz der geistigen Entwicklung Deutschlands im neunzehnten und zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts. Namen wie Heine, Lenau, Hebbel, Storm, Wagner, Nietzsche, Hauptmann, Lilien- cron, Dehmel und Rilke, die die größten oder bezeichnendsten Vertreter dieser neuen Periode sind, beweisen zur Genüge, in welchem Umfange der instinktive Subjektivismus in Deutschland seine Herrschaft behauptet hat.

Der Subjektivismus erfüllt nicht die ganze Weite der deutschen Seele, die sehr vielgestaltig ist, und worin er sich mit einem ausgesprochenen Sinn für Wirklichkeit und einer besonderen Fähigkeit zur Disziplin im praktischen Leben zusammenfindet. Die deutsche Seele erinnert in dieser Hinsicht an die angelsächsische. Eine Art Scheidewand trennt Gedanken und Tat. Wir wollen uns aber hier nur mit dem Gedanken beschäftigen, und dieser Gedanke ist mehr als je zuvor mit der dunklen Welt des Unterbewußten verbunden. Im Reich der deutschen Gedanken herrschen Subjektivismus, Instinkt und der Sinn für das tiefere Leben.

Deutschland und Frankreich sind Gegensätze, und Madame de Staël hatte nicht unrecht mit ihrem Ausspruch, daß „die ewige Barriere des Rheines zwei geistige Welten scheidet, die voneinander nicht weniger verschieden sind als die beiden Länder“.

Von der äußeren Bereitwilligkeit und der inneren Bereitschaft.

Die Erziehung zum „politischen“ Menschen mit dem letzten Ziel, jeden einzelnen Deutschen von der Wichtigkeit des neuen Staatsgedankens zu überzeugen, ist mindestens ebenso sehr eine Angelegenheit innerer Erkenntnis als äußerer Erlebens.

Würde es sich bei den Ereignissen, die seit Jahresfrist über uns hinwegstürmen, letzten Endes um nichts anderes als um einen „Systemwechsel“ handeln, der sich von seinen Vorgängern nur durch die Wucht und die Unerbittlichkeit unterscheidet, mit der er bedingungslose Anerkennung fordert, so wären die Grenzen seiner Wirksamkeit und die zeitliche Dauer seiner Lebensfähigkeit schnell abgesteckt: sie würden zusammenfallen mit der Reichweite der persönlichen Energie der Systemführer.

Denn: Ein System verfügt im besten Falle über „Funktionäre“, die — wie ihr Name schon sagt — nur so lange „funktionieren“, als das Federwerk der von außen treibenden Energie selbst noch gespannt ist. Eine Idee dagegen nimmt ihre Kraft und ihre Wirksamkeit und ihre Dauer nicht aus einer äußeren Spannung, sondern aus dem Freiwerden innerer, geistiger und seelischer Kräfte, die, einmal ausgelöst, unabhängig vom Einzelwesen in Zeit und Raum ausstrahlen und hier immer wieder neue Kräfte freimachen.

Allerdings, das Hamlet-Wort „Bereitsein ist alles“ gilt auch hier. „Bereitsein“ freilich nicht allein im Sinne von äußerlich bereitwillig, sondern vor allem im Sinne von: innerlich vorbereitet sein. Und die Bereitschaft wird ihrerseits nicht ohne weiteres zum Nährboden der Idee allein dadurch, daß sie ohne eigenes Zutun auf die Berufung und Erfüllung wartet. Vielmehr sind rastlose Arbeit an sich selbst, kritische Auseinandersetzung mit der eigenen bisherigen „Weltanschauung“, eigenes Ringen um Wert und Wahrheit des neuen Gedankengutes unerlässlich.

Zur wahren Bereitschaft gehört aber nicht nur das verschwommene unbestimmbare Gefühl für die Notwendigkeit der neuen Idee, sondern — wie schon oben in anderem Zusammenhange und mit anderen Worten gesagt — die verstandesmäßig erkämpfte und verankerte Erkenntnis ihrer Wichtigkeit.

Wenn das vorliegende Heft den Versuch unternimmt, zur Vermittlung dieser Erkenntnis einige Bausteine beizutragen, so ist die Schriftleitung sich der Lückenhaftigkeit dieses Versuches wohl bewußt. Sie ist sich weiter darüber klar, daß die verschiedenen hierfür ausgewählten Aufsätze Anforderungen auf Mit-, Durch- und Nachdenken stellen, die von Seite zu Seite steigen und den „bequemem“ Leser, der gewohnt ist, ein Heft zu durchfliegen, bald die Lust zum Weiterlesen verlieren lassen. Wir glauben allerdings — und diese Erwägung war letzten Endes für die Auswahl der Aufsätze und den Raum, den wir ihnen zur Verfügung stellten, ausschlaggebend —, daß der weitaus größte Teil unserer Leser trotz oder gerade vielmehr wegen der zu knackenden Nüsse (um das Leitwort des Aprilheftes aufzugreifen) sich durch die ersten sechzehn Seiten hindurcharbeitet und hindurchdenkt. Und für diese sind die vorstehenden und nachfolgenden Zeilen in erster Linie geschrieben.

„Erziehung zum politischen Menschen“. War mancher hat sicherlich über die Verbindung dieser Forderung mit einer anscheinend „ganz gewöhnlichen“ Termitengeschichte gestutzt. Wir vermuten freilich, daß das verwunderte Kopfschütteln mehr und mehr einem Staunen gewichen ist, das nicht allzu weit von einer Erschütterung weltanschaulicher Grundbegriffe entfernt war. Oder sollte es dem Schriftleiter, der zufällig auf das schmale Heftchen „Termitenwahn“¹ stieß, allein so gegangen sein, daß er plötzlich die einst vielumstrittene Spenglersche These: „Kein Ich, sondern ein Wir, ein Gemeingefühl, in dem jeder mit seinem gesamten Dasein aufgeht. Auf den einzelnen kommt es nicht an, er hat sich dem Ganzen zu opfern. Hier steht nicht jeder für sich, sondern alle für alle mit jener inneren Freiheit in der großen Linie: Freiheit im Gehorsam!“² plötzlich untermauert sah durch einen in Millionen Jahren ausgebildeten Instinkt „ganz gewöhnlicher“ Termiten, dem einzigen Lebewesen, das sich, um mit Maeterlinck zu sprechen, „aus der Tiefe menschengleichen Glends zu einer Kultur emporgearbeitet hat, die in mancher Hinsicht der heute von uns erreichten nicht nachsteht“.

Wer sich für das Geheimnis des Termitenstaates näher interessiert, sei verwiesen auf das Kogmoebüchlein von Wilhelm Bölsche „Der Termitenstaat“³. Wer von einer höheren Warte aus die Problematik dieses Staatswesens beleuchtet sehen will, greife nach dem im Insel-Verlag erschienenen Buch von Maurice Maeterlinck „Das Leben der Termiten“⁴, für das wir keine bessere Empfehlung wissen als die Feststellung, daß wir dieses inhaltlich und sprachlich gleich hervorragende Werk am liebsten Seite für Seite und Wort für Wort im „Wert“ veröffentlichen möchten.

Vom „Termitenwahn“ zum „völkischen Staat“⁵, äußerlich gesehen

¹ Termitenwahn. Eine Münchener Rektoratsrede über die Erziehung zum politischen Menschen von Karl Escherich. Albert Langen, Verlag, München 1934. 25 Seiten. Gebestet 0,75 RM.

² Wilhelm Bölsche: Der Termitenstaat. Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. Grandtsche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart 1931. 80 Seiten mit 21 Abbildungen. Gebestet 1,25 RM.

³ Maurice Maeterlinck: Das Leben der Termiten. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart-Berlin, 1927. 9. bis 10. Tausend. 200 Seiten mit 5 Abbildungen im Text und 13 photographischen Aufnahmen. In Ganzleinen 6,25 RM.

⁴ Eugen Fischer: Der völkische Staat biologisch gesehen. Junker & Dünhaupt, Verlag, Berlin 1933. 23 Seiten. Kartonierte 1,— RM.

ein weiterer Sprung, biologisch betrachtet eine Spanne, die mit der Hand abzutasten ist.

Gleiche oder ähnliche Gedanken klingen auf, werden abgewandelt und entwickelt, kreisen alle um den Kern „Deutschland“ und zwingen doch zu Vergleichen mit den Grundsätzen, nach denen der Termitenstaat aufgebaut ist und die diesen Jahrmillionen überdauern ließen. —

Mit einer „ganz einfachen“ Termitengeschichte beginnt das Heft. Eine ebenso einfache, erzählt von dem berühmten Afrikaforscher Leo Frobenius als Einleitung seines kürzlich erschienenen Buches „Schicksalskunde im Sinne des Kulturwerdens“⁶, mag es ausklingen lassen:

„In der Nähe des Lagers von Mitschakila, das, am Kuilufusse und im Kongourwalde gelegen, uns vor just 25 Jahren monatelang beherbergte, befand sich ein Termitenhaufen von so eigenartiger Natur, wie ich ihn später in keinem Teile Afrikas wieder gesehen habe. Es war ein etwa zwei Meter hohes, äußerlich ungemein glattes Kegelgebilde mit wundervoll ebenmäßig geformter Kuppe. Die Oberfläche dieses hemisphärischen Deckels war mit feinen Adern oder Röhren durchzogen, zarten Kanälchen, durch die die nur etwa millimeterkleinen Tiere mit rhythmischem Geräusch dahingogen. Ein Bild größter Ebenmäßigkeit und geruchsam ungestörten Daseins. Aber etwa alle vier Wochen (dreimal während unseres Dortseins) erfuhr diese sogar für den Beobachter unendlich wohlthuende Ruhe eine explosionsartige Unterbrechung. Dann war eines schönen Morgens die ganze Oberfläche vollkommener Zerstörung anheimgefallen. Die Kanäle waren sämtlich erbrochen und lagen frei zutage. Tausende und aber Tausende von schmutzig gelblichen Geschöpfen lagen zwischen den Scherben tot umher, teils auf dem zersplitterten Deckel, teils über seinen Rand hinweg auf die rote Erde ausgestreut. So blieb das Trümmerfeld einen Tag lang liegen. In der nächsten Nacht aber kehrten diejenigen, welche derart vandalisierend und mordend getobt und sich nur tagsüber zurückgezogen hatten, wieder und vollendeten ihr Werk. Leicht war nun mit einer schnell hervorgezogenen Lampe festzustellen, wer die Wiederbauer und wahrscheinlich doch auch die Zerstörer waren: nämlich niemand anders als irgendeine jüngere Generation von der gleichen Termitenart, die aus dem Innern des Kegels zur Kuppe aufgestiegen und vom inneren Wurzelbau her über die Bewohner der Oberflächenschicht hergefallen war. Sie führten ihr Werk jedesmal radikal aus. Im Dunkel der ersten Nacht wurden die an behagliches und gleichmäßig hinfließendes Leben gewohnten Altanwohner unversehens überfallen und ermordet, ihr Aerensternsystem erbrochen, ihre Leichen hinausgeworfen. In der folgenden Nacht wurde das Trümmerfeld ausgeräumt und — mit einem frischen, nur ein wenig höher gelegenen Kanalnetz überzogen. Eine neue Periode wohlgeordneten Lebens und Behagens setzte ein.“

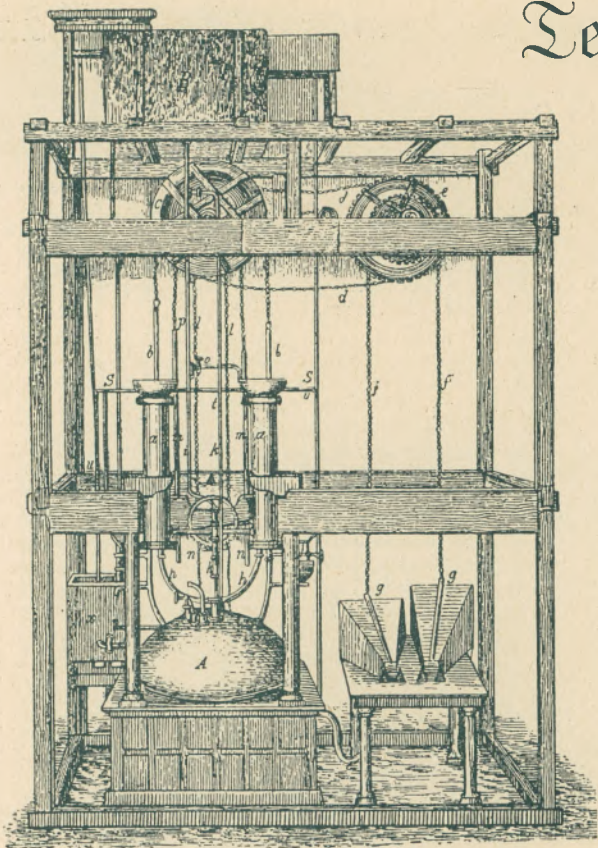
Anno 1905 saß ich manches Mal vor diesem Termitenhaufen und versuchte, mir dieses Bild des Lebens in seiner Bedeutung als Symbol klarzumachen. Ich bemühte mich, zu verstehen, welche ungeheueren Schrecken und Erschütterungen die unter der Kuppe doch zu einer vollkommenen in Abgeschlossenheit und Einheit abgerundete Welt des Lebens erfüllen müssen, wenn aus dem engen Wurzelstock plötzlich die eigene Natur emporsteigt und die ganze Daseinswelt von Grund auf und „bis zum letzten“ vernichtet! Man bedenke: Alles Lebende und die Umwelt vollkommen und durch innen heraussteigendes eigenes Blut vernichtet!

Und doch hat es mit diesem Leben eines Termitenhaufens nichts weiter auf sich, als daß es ein in tausend und aber tausenden anderer Vorkommnisse wiederholtes Beispiel des Lebens ist — des Lebens selbst — des Lebens und seiner Erneuerung — und des Schicksals.

Seit einiger Zeit ist mir dieser Termitenhaufen im Kongourwalde von 1905 immer häufiger aus dem Bilderbuch der Erinnerungen aufgetaucht und zur Illustration eigenen Umweltlebens geworden. Es gibt Stunden, in denen ich den Jammer und das Todeselend der plötzlich aus ihrem Dahinträumen gerissenen Alten miterlebe — andere, die mich im begeistertsten Anschluß an die in sieghaftem Jubel zur Eroberung der „neuen und äußersten Welt“ aufsteigenden Jugend frohlocken sehen. Am häufigsten will es mir aber als tiefinnig und bedeutungsvoll erscheinen, daß der Mensch mit der Möglichkeit, solche Abläufe des Lebens beobachten und durchleben zu können, begabt ist. Denn in diesem Wechsel von fast erhabener Ruhe und vulkanartiger Vernichtung und Erneuerung, in der stetigen Wiederholung der Geschichte ist ja ein so ausgezeichnetes Bild des Schicksals gegeben, daß das anspruchsvollste Erkenntnisbedürfnis kein besseres wünschen kann. Mir selbst ist es deshalb so unvergleichlich wertvoll geworden, weil es mir zum Symbol des — Wandels der menschlichen Kultur geworden ist.

Denn wer aus entsprechender Entfernung herabblückt auf deren Werden, der kann ebenfalls Perioden traumhaft-wohligen Sichergehens durchbrochen sehen durch gewaltsame, aus dem Innersten emporsteigende Erneuerungen, Zerschellen des Alten, Aufbau des Jungen und dann wieder — Weiterträumen bis zum nächsten Ausbruch.“

⁵ Leo Frobenius: Schicksalskunde im Sinne des Kulturwerdens. R. Voigtländer's, Verlag Leipzig 1932. 203 Seiten mit 29 Abbildungen im Text. In Leinen gebunden 5,50 RM.



Die Polzunowsche atmosphärische Dampfmaschine, erbaut in Sibirien 1763 bis 1766.

Aus: Prometheus, Illustrierte Wochenschrift über die Fortschritte in Gewerbe, Industrie und Wissenschaft. Berlin 1892.



Davy'sche Sicherheitslampen.

Links: das erste Modell, eine Sicherheitslaterne mit Sicherheitsröhren oben und unten. Mitte: zweites Modell, das ebenfalls mit konzentrischen Röhren versehen ist.

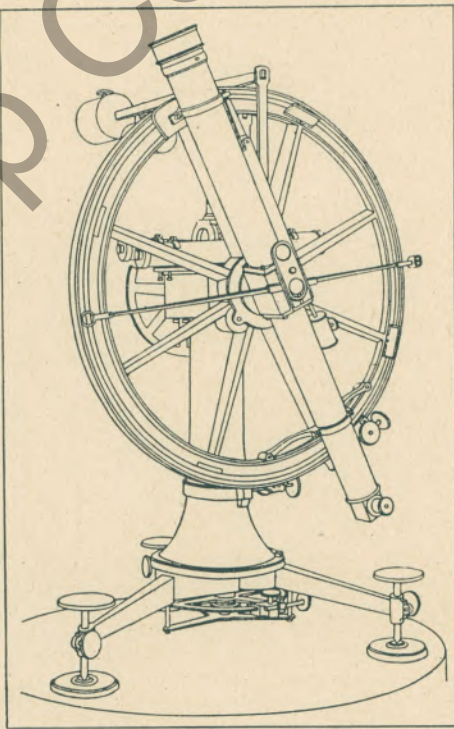
Rechts: Davy-Lampe mit Sicherheitsnetz.

Aus: Glückauf, Berg- und Hüttenmännische Zeitschrift 1909.

30. 5. 1827 starb in Genf Sir Humphry Davy. Er stammte aus Cornwall und beschäftigte sich als Apotheker vor allem mit der Chemie und Physik. Seine ersten Arbeiten galten der Respiration der Gase, dann der Wärme und endlich der galvanischen Elektrizität. 1801 wurde er Mitglied der Royal Institution of Great Britain und später Professor in London. 1802 entdeckte er den elektrischen Lichtbogen, befasste sich später noch mit der Verflüssigung der Gase, mit dem Elektromagnetismus und zahlreichen anderen naturwissenschaftlichen Gebieten. Davy war ein Mann von vielseitigen Talenten, leistete aber auf jedem Gebiete, mit dem er sich beschäftigte, Hervorragendes. Der heutigen Zeit ist Davy wohl in der Hauptsache bekannt durch die von ihm erfundene Sicherheitslampe für den Bergbau, die er auf Grund seiner Erkenntnisse, daß Gasgemische in engen Röhren nicht explodieren, aufbaute. Zunächst verwandte er eine Reihe konzentrisch angeordneter Röhren bei seiner Lampe, ging dann zu durchlöchernten Metallplatten über und kam schließlich zu einer engmaschigen Drahtgaze, die ja auch heute noch allgemein in Anwendung ist.

21. 5. 1826 starb in München Georg Friedrich von Reichenbach. Er besuchte die Militärakademie Mannheim, wurde von dort infolge seiner hervorragenden technischen Kenntnisse nach England zum Studium des Maschinenbaues geschickt und lernte die Wattsche Dampfmaschine in Soho kennen; nach seiner Rückkehr in die Heimat mußte er sich aber zunächst auf technisch-militärischem Gebiet betätigen. 1804 begründete er mit Heschneider und Liebherr zusammen das mathematisch-mechanische Institut in München, aus dem eine Reihe astronomischer und geodetischer Instrumente hervorgingen, die sich durch Einfachheit und Genauigkeit auszeichneten. Reichenbachs

geodetische Instrumente kamen auch der Landesvermessung Bayerns zugute. Auf's engste verknüpft ist sein Name mit den verschiedenen Wassersäulenmaschinen, die eine ganz neue Lösung darstellten, um große Druckhöhen zu überwinden. Die Verwendung der Dampfmaschine in der Münze, Wasserversorgung, Gasbeleuchtung, Kanalarbeiten, die technische Ausbildung und anderes mehr waren Dinge, die Reichenbach in späteren Jahren beschäftigten, und wenn sein Bildnis im Deutschen Museum die Inschrift trägt, daß ihm die Messkunst der Erde und des Himmels bedeutsame Fortschritte, der deutsche Maschinenbau seine ersten ruhmreichen Erfolge verdankt, so entnehmen wir daraus, daß Reichenbachs Name auf immerdar mit ehernen Lettern in das Geschichtsbuch der Technik eingetragen ist.



Reichenbachs großer astronomischer Kreis,

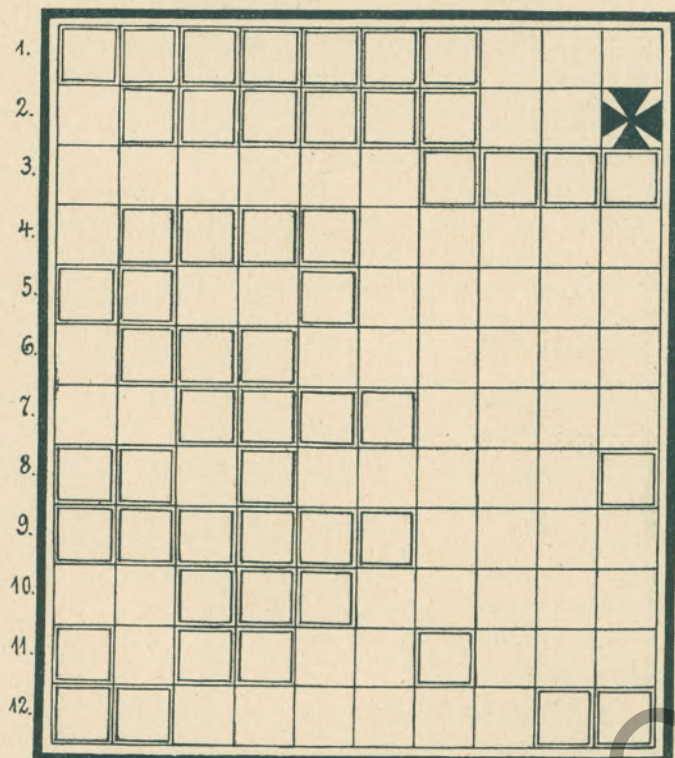
„... der Idee und Ausführung nach das vollkommenste Meridianinstrument“.

Stube in den Astronomischen Nachrichten 1824. Zitiert in Dpa: „G. von Reichenbach“, München 1912.

27. 5. 1766 starb Iwan Iwanowitsch Polzunow. Als Schichtmeister in einem sibirischen Bergwerk, wies er als einer der ersten auf die Vorteile hin, die die Verwendung der Dampfkraft an Stelle der bisher gebräuchlichen Wasserkraft zur Gebläsewinderzeugung im Hüttenwesen mit sich bringen würde. Er setzte seine Pläne an Hand von Zeichnungen und Kostenanschlägen auseinander, die dann auf Befehl Katharinas II. sofort ausgeführt wurden. Polzunows Maschine war eine atmosphärische Dampfmaschine mit zwei Zylindern, die mit Hilfe von Kettenrädern zwei große Gebläse betriebe. Im Frühjahr 1766 wurde die Maschine aufgestellt und konnte im Mai desselben Jahres, allerdings erst vier Tage nach dem Tode ihres Erbauers, in Betrieb gesetzt werden. Diese Dampfmaschine war die erste ihrer Art, die zur Gebläsewinderzeugung im Hüttenwesen Verwendung fand. Polzunow war den Engländern, die bekanntlich erst in den siebziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts eine Feuermaschine für die Gebläsewinderzeugung anwandten, um etliche Jahre voraus.

Der Nussknacker

Silbenzusammenstellrätsel.



1. Vereinigung von Staaten. 2. Beförderter Soldat. 3. Deckoffizier.
4. Katholisches Fest. 5. Stadt auf dem Eichsfelde. 6. Berg im Fichtelgebirge. 7. Klasse der Vauhtiere. 8. Großer Wasserspeicher. 9. Stadt in Südjütland. 10. Gebirge in Asien. 11. Kampfflieger. 12. Jugendvereinigung.

bek - berg - bund - burg - der - der - der - du - du - er - fen - fin - frei - ge - hin - ho - ken - ker - kusch - licht - mann - mes - pfad - re - richt - schnee - se - son - stadt - stau - steu - ter - tie - vöhl - weich.
Vorstehende 35 Silben sind zu 12 Wörtern zusammenzustellen, die in obige Figur einzufügen sind. Die Buchstaben in den besonders umrahmten Feldern, der Reihe nach zusammengestellt, sollen einen Ausspruch von Adolf Hitler ergeben.

Tierkunde.

Lieres Ende — wie geht das zu? —
Kennst ohne Ende als Vogel du!

Geheimschrift.

2 15 10 — 15 18 5 6 — 15 4 10 — 2 15 6 9 6 8 3 17 — 12
11 8 9 — 14 15 19 8 4 — 3 16 — 17 15 18 10 8 16 11 — 19
18 8 5 6 8 9 16 — 11 3 9 — 8 9 10 5 6 8 3 16 17 — 11 15
10 — 15 4 4 8 10 — 3 10 17 — 8 3 16 — 17 18 9 13 — 1 18
— 19 15 19 8 4 — 2 8 16 16 — 8 10 — 11 3 8 — 4 3 8 19 8
— 16 3 5 6 17 — 7 8 9 8 3 16 17 —

Die Zahlen sind durch Buchstaben zu ersetzen. Bei richtiger Lösung ergeben sie einen Sinnspruch von Goethe.

Schlüsselwörter.

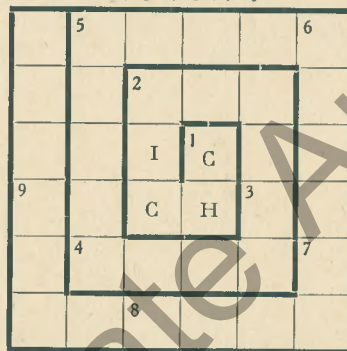
1. Gewebe 1 2 3 4 5 6
2. Reim 7 8 9 10
3. Kirche 11 12 13
4. unreifer Bursche 14 15 16 17
5. maschinentechnischer Kolbenweg 6 18 19

W. J.

V/47

Kaspi.

(Kasten-Spiral-Silbenrätsel.)
Gesehlich geschügt.



Zunächst raten Sie ein einfaches Silbenrätsel: ach - as - blen - bo - ca - chi - dal - de - en - go - guts - her - leh - muths - re - rer - schle - sel - si - sten - wei.

Aus vorstehenden 21 Silben sind 9 Wörter zu bilden. Jedem dieser Wörter sind die durch die beigefügte Zahl angegebenen 4 Buchstaben zu entnehmen. (Beispiel: 1. Chicago. Diesem Wort sind der 1., 2., 4. und 3. Buchstabe (1243), und zwar in dieser Reihenfolge, zu entnehmen.) Die entnommenen Buchstaben sind in das spiralförmig verlaufende Band einzutragen. (Das erste Beispiel ist eingetragen.) Nach fertiger Eintragung ergibt sich ein chinesisches Sprichwort, das, links oben beginnend, zeilenweise zu lesen ist.

1. Stadt in USA. (1243).
2. Erzieher (1263).
3. Einführer der Turnerei in Preußen (3761).
4. Preussische Provinz (1768).
5. Der Nordwind (5612).
6. Teil der Kamera (3425).
7. Kleiner Teich (2651).
8. Schulterhöhle (3241).
9. Hauptstadt der Altmark (3215).

*

Lösungen aus dem Aprilheft.

Silbenkapselspruchrätsel.

1. Meuten (Leu). 2. Singen (Inge). 3. Evangelium (Angel).
4. Kreide (Eid). 5. Ameisenbär (Eisen). 6. Reichenhall (Eiche). 7. Ros-sitten (Sitte). 8. Parade (Rad). 9. Meuterei (Euter). 10. Glandern (Land). 11. Preußen (Reufz). 12. Langermünde (Anger). 13. Kas-sandra (Sand). 14. Lombardei (Barde).
Genie ist nichts anderes als eine bedeutende Anlage zur Geduld.

Geographisches Formenrätsel.

1. Eder. 2. Fulda. 3. Alschaffenburg. 4. Ingolstadt. 5. Magdeburg.
6. Wiesbaden. 7. Eider. 8. Zeiß.

Der Aufschub ist der Dieb der Zeit.

Rösselsprung.

Das Hohelied der Arbeit tönt.
Hört, wie's über schütternden Schienen dröhnt,
Hört, wie es unterirdisch faßt,
Hört, wie es in den Fabriken braust.
Die Arbeit spielt mit Riesenhänden
Gewalt'ges Orgellied der Zeit,
Hin flutet es an grauen Wänden,
Hinauscht es zu der Ewigkeit.

Bruno Schönlanf.

Die Botenflurkrone

enthaltend die buntesten im vereinsamen Monat
einsamenen Spottwörter



Frühlingsstimmen.
Radierung
von Ernst Schwarz.

Einbrecher (zu der reichen Witwe, bei der er eingedrungen ist): „Erschrecken Sie nicht. Ich will Ihr Leben nicht, nur Ihr Geld!“
Worauf er zur Antwort erhält: „Machen Sie, daß Sie wegkommen. Sie sind keinen Pfifferling besser als die andern Männer auch.“
(Hamburger Illustrierte.)

Kindermund.

Tante Gudula ist bei Müllers zu Besuch. Das kleine Peterchen geht mit seinem Spielgewehr auf der Schulter immer im Kreise um sie herum.
Tante: „Sag' uns, Pitterche, worum marschierst du dann die ganze Zeit ald esu öm mich eröm?“
Peterchen: „Ich dun dich bewaache, Tant, weil der Vatter gesah't hät, do künnt uns gestolte wäde.“
(Kölnische Illustrierte Zeitung.)

Frühlingsstimmen.

„Meine Nase!“ flüsterte er zärtlich und preßte ihre Sammetwange an sein Gesicht.
„Mein Raktus!“ stöhnte sie und fuhr über seine unrasierten Stoppeln.
(Der Zobtengau.)

„Junge, als ich so alt war wie du, war ich froh, wenn ich trockenes Brot hatte.“
„Na, Vater, dann freu dich man, daß du jetzt bei uns bist.“
(Frankfurter Illustrierte.)

Minna. Minna ist die Unschuld vom Lande, wie sie im Buche steht. Aus einem weltverlorenen Dörfchen ist sie in die Großstadt gekommen. Als Dienstmädchen.
Kürzlich sagte sie leuchtenden Auges zur Gnädigen: „Ach, inädige Frau, son Jasherd is doch wat zu Schönes! Vorije Woche habe ich ihn angesetzt, und bis jetzt is das Feuer noch nich ein einziges Mal ausgegangen!“
(Blätter vom Hause Henkel.)

Im Zoo.

„Diese Riesenschlange hat ungeheuerere Kräfte, sie kann einen Ochsen erwürgen.“
„Emil, geh' nicht so nahe ran!“
(Der Zobtengau.)

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptschriftleiter: W. Debus, Düsseldorf. Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — D. A. 8500. — „Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Breite Straße 69, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte mit zweifarbigem Umschlag) 8 RM., Einzelheft 75 Pf. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. Bei Sammelbezug (mindestens 10 Exemplare) wird ein entsprechender Rabatt gewährt. — Beamte, Angestellte und Arbeiter der zu den Vereinigten Stahlwerken gehörenden Betriebe erhalten „Das Werk“ zu nachstehenden Vorzugspreisen: Hefte mit zweifarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 6 RM., Einzelheft 60 Pf.; Hefte mit einfarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 4,40 RM., Einzelheft 40 Pf., zuzüglich Porto und Verpackung. — Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrgangs werden, soweit nicht vergriffen, auf Wunsch nachgeliefert. — Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen. — Schriftleitung und Geschäftsstelle befinden sich in Düsseldorf, Breite Straße 69, wohin alle Mitteilungen zu richten sind.
Fernsprecher: Sammelnummer Ortsverkehr 102 11, Fernverkehr 102 31 (Vereinigte Stahlwerke), Nebenstelle 5 00.

thyssenkrupp Corporate Archives